Waltraud Wiethölter

Eine Briefliebe oder Die dritte Haut der Berührung
Zum Schriftverkehr zwischen Hugo von Hofmannsthal und Ottonie Gräfin Degenfeld-Schonburg (1909–1929)

Seit Ende der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts liegt in der Handschriftenabteilung des Freien Deutschen Hochstifts Frankfurt als Dauerleihgabe der Stiftung Volkswagen ein in 29 Tranchen aufgeteiltes, rund 170 Autografen umfassendes Briefkonvolut, das aus dem Nachlass Hugo von Hofmannsthals stammt und über Oxford, dem letzten Wohnsitz der vor den Nazis geflohenen Witwe Hofmannsthals, an den Main gelangt ist.* Und da jede dieser Tranchen ein gleichgestaltetes archivalisches Kennzeichen trägt – »Degenfeld, Ottonie, v.«[1] – erübrigt es sich fast zu sagen, womit man es zu tun hat: Es sind die Briefe, die Ottonie Gräfin Degenfeld-Schonburg, ursprünglich angeregt durch ein Schreiben Hofmannsthals vom September 1909, zwischen 1910 und Hofmannsthals Todesjahr 1929, überwiegend von Schloss Neubeuern am Inn, dem Anwesen ihrer Schwägerin Julie Freifrau von Wendelstadt bzw. dessen nahegelegenem, testamentarisch an die Gräfin gefallenen Meierhof Hinterhör, dann aber auch von Orten wie Berlin, Dresden, München, Paris, Stuttgart, Weimar, dem elterlichen Gut im thüringischen Sondershausen oder dem schwäbischen Sitz ihrer Schwiegerfamilie Eybach aus an Hofmannsthal adressiert hat. Noch länger ist freilich der Weg, den Hofmannsthals Gegenbriefe mittlerweile zurückgelegt haben; abgesehen von einer Postkarte, die das Deutsche Literaturarchiv

* Ich danke Dr. Konrad Heumann, dem Leiter der Handschriftenabteilung des Freien Deutschen Hochstifts Frankfurt, nicht nur dafür, dass er mir die Lektüre dieser Korrespondenz nahegelegt hat; ich danke ihm auch für eine Reihe von Transkriptionshilfen und für Hinweise, die mir ohne sein Expertenwissen nicht zugänglich geworden wären. Mein Dank gilt außerdem den Mitarbeiter(inne)n des Hochstifts und dessen Direktorin, Frau Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken, die mir bereitwillig Kopien und Digitalisate zur Verfügung gestellt haben; ohne diese Hilfen hätte ich das Projekt vermutlich nicht realisieren können.

1 Selbstverständlich handelt es sich hier um ein verwaltungstechnisches und protokollarisch genau genommen nicht ganz korrektes Namenskürzel; der vollständige Name lautet nach einer Selbstauskunft der Gräfin vom Mai 1948 in voller aristokratischer Länge Ottonie Bringfriede Clementine Anna Gräfin Degenfeld-Schonburg, geborene von Schwartz (http://www.schloss-neubeuern.de/includes/pdf/Historie/ottonie.pdf [Stand: 15.11.2013]).

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Marbach verwahrt,[2] sind diese Briefe nach dem Zweiten Weltkrieg im Gepäck von Ottonies Tochter Marie-Therese Miller-Degenfeld gewissermaßen in die USA ausgewandert, wo sie inzwischen zum Teil als inventarisierter Besitz, zum Teil in Form eines Depositums an der Bibliothek der Harvard University für jedermann zugänglich sind.

Doch welchen Part man sich nun auch vornimmt: die ›weibliche‹ oder die ›männliche‹ Seite der Korrespondenz – beiden gemeinsam ist, dass sie aufgrund ihres post-postalischen Schicksals exemplarisch auf diejenige Eigenart des Briefes aufmerksam machen, an der dieser wie jedes andere Medium, und zwar notwendigerweise, partizipiert. Mit Begriffen der gegenwärtigen Medientheorie formuliert, besteht dieser charakteristische Zug in der irreduziblen *»Duplizität«*, die den Brief als »materielle[s] Dispositiv[ ]«, als ein unauflösliches Zusammenspiel funktionaler und materialer Momente markiert[3] und die ihn daran hindert, in seiner Mittlerrolle jemals aufzugehen, nach vollbrachter Übertragung der ihm anvertrauten oder im Wortsinne inkorporierten Botschaften einfach zu verschwinden. Die Zeichencodes mögen mit Rücksicht auf ihren semantischen Gehalt noch so transparent erscheinen – nach Empfang der Post bleibt allemal, sei's zur Beunruhigung der Verfasser, sei's zur Freude der Sammler oder deren Erben, der sprichwörtliche Erdenrest; es bleibt über die unterschiedlichen Zufalls- und Gebrauchsspuren hinaus ein *hardware*-Ensemble aus Ein- und Umschlag, aus Zeichenträgern, (getrockneten) Schreibflüssigkeiten, Schriftfigurationen, ikonischen und topologischen Arrangements, aus Briefmarken, Poststempel, Zensur- und Zustellungsvermerken etc., das zu beseitigen, sofern nicht Zeit und Umstände ihr Zerstörungswerk verrichten, gewaltsamer Eingriffe bedarf. Zwischen Hofmannsthal und der Gräfin ist von solcher Gewalt gelegentlich durchaus die Rede – die Gräfin will ihre Briefe verbrannt, Hofmannsthal unter den seinigen zumindest diejenigen ausgemustert wissen, die nach seinen Maßstäben keine Briefe, sondern in Eile, zuweilen gar übereilt fabrizierte Mitteilungsvehikel sind.[4] Zum Glück für

[2] Gemeint ist die ob ihrer ungewohnt nationalistischen Verlautbarungen befremdliche Karte, die Hofmannsthal am 28. Juli 1914 unmittelbar vor seinem militärischen Kriegseinsatz an die Gräfin schickt.

[3] Dieter Mersch, Einleitung: Wort, Bild, Ton, Zahl – Modalitäten medialen Darstellens. In: Die Medien der Künste. Beiträge zur Theorie des Darstellens. Hg. von Ders. München 2003, S. 9–49, hier S. 12.

[4] Vgl. z.B. Brief vom 7. Januar 1911.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

das Nachleben der Korrespondenz, die selbst im großen Rahmen von Hofmannsthals epistolarer Hinterlassenschaft ein außergewöhnliches Dokument darstellt – man zählt im Falle Hofmannsthals, ähnlich wie für Rilke, insgesamt etwa 10 000 Briefe[5] –, haben derartige Vernichtungswünsche auf beiden Seiten jedoch kaum Gehör gefunden; bis auf wenige, über die Antwortschreiben zumeist erschließbare Lücken scheint der Briefwechsel komplett erhalten zu sein. Umso wichtiger ist es daher, sich über einen zweiten Aspekt Klarheit zu verschaffen – darüber nämlich, dass sich Briefe aufgrund ihrer Materialität, ihrer sinnlich wahrnehmbaren Dinglichkeit, nicht edieren lassen. Briefe kann man, wenn auch keineswegs verlustlos, ablichten, kopieren, faksimilieren, scannen – man kann sie aber nicht in typografisch normierte Texte verwandeln, ohne sie durch diese Prozedur substanziell anzutasten. Als Printerzeugnisse sind Briefe keine Briefe mehr; sie sind, stattdessen, Abstraktionen ihrer selbst, die den Reiz des Singulären, des unwiederholbaren Ereignisses verloren und – was mit Sicherheit noch schwerer wiegt – die ›mitsprechende‹, in ihrem kommunikativen Gewicht nicht zu unterschätzende Sinnbildung des Phänomenalen, wie sie, epochenspezifisch modifiziert, jedem mittelmäßigen Briefsteller als Leitfaden dient, zur Gänze eingebüßt haben.[6]

Für eine gegenstands- und methodenbewusst agierende Editionsphilologie ist das ein höchst prekärer Befund, dem auf konventionellem Wege, dem Wege der etablierten historisch-kritischen Aufbereitung des Materials, nicht zu begegnen ist; die einzig sachgerechte Reaktion setzte einen pointierten Paradigmenwechsel voraus, der die erwähnten Repräsentationstechniken einschließlich des neuerdings erwogenen Gedankens an computergestützte Darstellungsverfahren[7] zugunsten diverser Präsentationspraktiken hintanstellte – Praktiken, die imstande wären, den Zugang zur brieflichen Aisthetik jenseits des bloß Visuellen, durch

5 Vgl. Brief-Chronik I, S. XI–XV. Die Schätzungen Kochs liegen bei 11 000 bis 12 000 Briefen: vgl. Hans-Albrecht Koch, Hugo von Hofmannsthal. Darmstadt 1989, S. 15.

6 Vgl. zu weiteren Details: Der Brief – Ereignis & Objekt. Katalog der Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. Hg. von Anne Bohnenkamp und Waltraud Wiethölter. Frankfurt a.M. 2008; Waltraud Wiethölter, Rolle rückwärts? Von der brieflichen Typographie zum Brief. In: Anne Bohnenkamp/Dies. (Hg.), Der Brief – Ereignis & Objekt. Frankfurter Tagung. Frankfurt a.M. 2010, S. 7–23.

7 Vgl. Tagungsbericht »Briefeditionen im digitalen Zeitalter (Weimar, 5.–7. Oktober 2011)«, online unter: http://h-net.msu.edu/cgi-bin/logbrowse.pl?trx=vx&list=h-germanistik& month=1112&week=a&msg=MOi9kquqYEHUNfsRw93AQw&user=&pw= [Stand: 15.11.2013].

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Tasten, Hören und Riechen,[8] offenzuhalten. Denn so befremdlich sich diese These im ersten Anlauf ausnehmen mag, so unbezweifelbar entspricht sie doch der Sachlage: Über den Sinngehalt eines Briefes lässt sich kein zureichendes Urteil fällen, wenn er nicht wenigstens annäherungsweise mit allen Sinnen aufgenommen wird – was insbesondere dort unabdingbar ist, wo der (Privat-)Brief wie zu Beginn der abendländischen Postgeschichte *als* Brief: als schiere materiale Präsenz bereits die ersehnte Botschaft ist, ohne dass es dazu eines entsprechenden Hinweises oder sonstiger Verständigungsrituale bedürfte.[9] Mit Bezug auf die Publikationspolitik der Hofmannsthal/Degenfeld-Korrespondenz kommen solche Einsichten aber nicht nur zu spät; sie prallen an den beiden gegenwärtig greifbaren Ausgaben schon aus kategorialen Gründen ab. Im einen wie im anderen Falle handelt es sich um eine Lese- oder Liebhaberausgabe,[10] die noch nicht einmal in philologischer Hinsicht satisfaktionsfähig ist – und dies ihrem Anspruch nach auch gar nicht sein will. Zeichnet sich die ältere, 1986 in zweiter Auflage erschienene Ausgabe des S. Fischer Verlags durch zahlreiche Transkriptionsmängel und ebenso zahlreiche Auslassungen nebst der zu Recht berüchtigten ›stillschweigenden Korrektur‹ sogenannter offenkundiger Schreibfehler aus, erscheint der Gebrauchswert der im Jahr 2000 publizierten amerikanischen Ausgabe noch um einiges fragwürdiger; zwar finden sich dort keine Auslassungssignale mehr, dafür jedoch die Texte weiterer, angeblich erst zwischenzeitlich aufgefundener Briefe der Gräfin – selbstredend (und ein wenig absurd) als englischsprachige Erstveröffentlichungen. Hinzu kommt, dass beide Ausgaben durch ihre Titelgestaltung suggerieren, es gälte statt eines Korrespondierenden einen Autor und darüber hinaus eine Verfasserhierar-

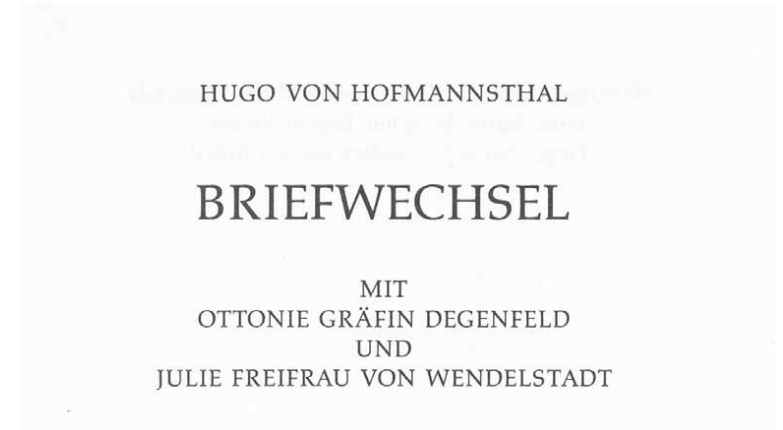
8 Die Tatsache, dass Briefe zumindest in der Vergangenheit nicht selten auch geküsst oder wie im Falle von Kleists Michael Kohlhaas gar verschlungen, das heißt zu einem Objekt des (Ab-)Schmeckens erhoben worden sind, ist im Blick auf öffentliche und/oder archivalische Präsentationen wohl zu vernachlässigen (vgl. u.a. Wolfgang Bunzel, Schreib-/Leseszenen. In: Bohnenkamp/Wiethölter [Hg.], Der Brief – Ereignis & Objekt. Ausstellungskatalog [wie Anm. 6], S. 237–262).

9 Vgl. Jan Stenger, Reich an Worten, arm an Inhalt? Der spätantike Brief als Ereignis. In: Bohnenkamp/Wiethölter (Hg.), Der Brief – Ereignis & Objekt. Frankfurter Tagung (wie Anm. 6), S. 26–41.

10 BW Degenfeld (1986); unter dem Kürzel HD und der entsprechenden Seitenzahl werden nachfolgend die wenigen Briefe Hofmannsthals zitiert, die der Verf. nicht als Kopie der Handschrift vorgelegen haben, während sich die Zitate der gräflichen Briefe ausnahmslos auf die im Frankfurter Hochstift archivierten Originale beziehen; The Poet and the Countess. Hugo von Hofmannsthal's Correspondence with Countess Ottonie Degenfeld. Hg. von Marie-Therese Miller-Degenfeld, übers. von W. Eric Barcel. Rochester, NY, 2000.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

chie anzukündigen, in der Hofmannsthal deutlich exponiert an der ersten, seine gräfliche Briefpartnerin, als wäre sie für den Meisterpoeten lediglich eine Stichwortgeberin, an der zweiten Stelle steht (s. Abb. 1).


HUGO VON HOFMANNSTHAL

BRIEFWECHSEL

MIT
OTTONIE GRÄFIN DEGENFELD
UND
JULIE FREIFRAU VON WENDELSTADT

Abb. 1: Titelblatt der Ausgabe des S. Fischer Verlags. 2. Aufl. München 1986

Darin ein Zugeständnis an die Mechanismen des Kulturbetriebs zu vermuten, liegt natürlich nahe; hätte die Gräfin ihre Briefe nicht mit Hofmannsthal gewechselt, wären diese, unabhängig von jeder Qualitätsfrage, womöglich nie an die Öffentlichkeit gelangt. Nur ändert eine derartige Annahme nichts an der Gewichtung der Rollen, die den Beteiligten im Zuge der Titelei zugewiesen werden; allein die schriftbildliche Geste sorgt dafür, dass die Konstellation der Namen wie eine protokollarisch einzuhaltende Lektüreanweisung wirkt.

Auf das Schönste belegen das jedenfalls die wissenschaftlichen Beiträge – exakt fünf an der Zahl –, die sich bisher der Korrespondenz angenommen oder sie in biografischer Absicht als Quelle genutzt haben.[11]

[11] In chronologischer Folge: Anne Overlack, Was geschieht im Brief? Strukturen der Brief-Kommunikation bei Else Lasker-Schüler und Hugo von Hofmannsthal. Tübingen 1993; Ellen Ritter, Bücher als Lebenshilfe. Hofmannsthal und die Bibliothek der Gräfin Ottonie von Degenfeld-Schonburg in Hinterhör. In: HJb 6/1998, S. 207–228; Joachim Seng, Hugo von Hofmannsthals »Ariadne auf Naxos« und Stuttgart. Marbach a.N. 2005; Ulrich Weinzierl, Hofmannsthal. Frankfurt a.M. 2007; Jörg Schuster, Ästhetische Erziehung oder »Lebensdichtung«? Briefkultur in Zeiten des Ästhetizismus. Hofmannsthals Korrespondenzen mit Edgar Karg von Bebenburg und Ottonie Gräfin Degenfeld. In: HJb 17/2009, S. 171–202.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Trotz schwankender Gemütslage und mit den Jahren zunehmender, in aller Regel depressionsbedingter Blockaden ist Hofmannsthal nach einmütiger Auffassung der unangefochtene Souverän des Verfahrens, der die Schreibfäden im Sinne eines regelrechten »Briefregiments« in der Hand hält.[12] Neben der stets dringlichen Bitte um Briefe – »Wie vieles wüßte ich gern!« (23. Dezember 1909) –, der Aufforderung, postwendend zu antworten – »Bitte schreiben Sie mir bald wieder« (ebd.); »Bitte: schreiben Sie mir bald wieder, wenn es auch nur eine Zeile ist, nur bald!« (Januar 1911); »Trotzdem dies kein Brief ist, wäre ich froh, Sie schrieben mir« (10. April 1911); »Bald schreiben, bitte!« (6. September 1911) –, zeichnet sich dieses Regiment nicht zuletzt durch eine Reihe idiosynkratischer Reflexe aus, die Hofmannsthal offenkundig kaum zu unterdrücken vermag. So stören ihn nicht die zumeist fehlenden Anreden – er selbst verzichtet nicht ungern darauf –, die Schlusswendungen dagegen schon, wenn die von ihm wachsam beobachteten Unterzeichnungsmodalitäten ins allzu Konventionelle abzugleiten drohen. Während zum Beispiel die Signatur »Ottonie« mit oder ohne nachfolgender Initiale des Familiennamens Degenfeld sehr wohl erlaubt ist (12. September 1911), ist die für Hofmannsthals Geschmack viel zu vielsagende Formel »Ganz die Ihre Ottonie« (2. September 1911) unter keinen Umständen erlaubt (vgl. 1. und 4. November 1911)[13] – so wenig wie eine fahrlässig hinterlegte Attribuierung der Bücher, die Hofmannsthal der Gräfin zur Lektüre empfiehlt oder in Ergänzung ihrer Hinterhörer Bibliothek großzügig übereignet.[14] Der springende Punkt aber ist: Alle diese korrekt recherchierten und jederzeit nachprüfbaren Zuweisungen bleiben, statt den Briefwechsel in seinem Kern zu treffen, dort, wo über seine Prämissen entschieden, seine ›Geschäftsordnung‹ ausgehandelt und die ihn treibende Dynamik verankert wird, an der Oberfläche haften. Und das ist so – und hier liegt zugleich der eigentliche Stein des Anstoßes, das basale literaturwissenschaftliche Versäumnis –, weil sich die Beiträger, die genannte deutschsprachige Ausgabe zitierend, ausnahmslos auf die gedruckten Brieftexte stützen, ohne je den Gang ins Archiv angetreten

12 Weinzierl, Hofmannsthal (wie Anm. 11), S. 201f.

13 Wenn Hofmannsthal unter dem Datum des 4. November 1911 behauptet, die Signatur ›Ganz die Ihre‹ käme der Gräfin »nie […] [i]n den Bleistift«, ist dies allerdings ein Irrtum; das inkriminierte Schreiben vom 2. September 1911 ist ausgerechnet einer der längsten gräflichen Bleistiftbriefe.

14 Vgl. z.B. Brief vom 26. Juni 1912.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und einen vergleichenden Blick auf die Originale geworfen zu haben.[15] Hätten sie das getan, hätten die Verfasser insbesondere das Frankfurter Konvolut mit den Briefen der Gräfin in Augenschein und zur Hand genommen, wären sie nämlich nicht nur schlagartig mit der Krux brieflicher Editionen konfrontiert worden, es hätten sich ihnen geradezu zwangsläufig andere – erkenntnisreichere – Perspektiven eröffnet.

Damit diese Behauptung nachvollziehbar wird, empfiehlt es sich allerdings, zunächst an einige unmittelbar zur Sache gehörige biografische Daten zu erinnern, die so etwas wie die Eckdaten einer in mehreren Schritten verlaufenen, für die westeuropäische Aristokratie der Jahrhundertwende symptomatische Katastrophengeschichte sind – was freilich nicht ausschließt, dass der Beginn dieser Geschichte heiter, eine Art ›Vorspiel im Himmel‹ ist. Das gilt vor allem für die Gräfin, die bei ihrer ersten Begegnung mit Hofmannsthal Anfang Dezember 1906 auf Schloss Neubeuern, dem Sitz der Freiherren von Wendelstadt, wenige Monate verheiratet und, wie die Tochter im Rückblick meint, in ihren 16 Jahre älteren Gatten, Christoph Martin Graf Degenfeld-Schonburg, »wahnsinnig verliebt« ist.[16] Hofmannsthal, knapp 33 Jahre alt, sieht darin jedoch keinerlei Anlass, nicht seinerseits auf die 25-jährige Gräfin zu reagieren; »die ist unglaublich nett«, hält Hofmannsthal im Anschluss an diese Begegnung in einem Brief an seinen vertrautesten und zugleich mit der jungen Frau verschwägerten Freund Eberhard Freiherr von Bodenhausen fest, »so etwas liebes gutes und Freudenmachendes. Mit der möchte man gleich ein Jahr allein auf einer wüsten Insel leben und sich nur von Möveneiern nähren, es müßte doch nett sein«.[17] In den Mitteilungen an seine Frau zieht Hofmannsthal noch ein weiteres Register, nicht ohne darauf hinzuweisen, die Akzentuierung des Namens habe auf dem ersten ›O‹ zu erfolgen: »Óttoni [!]«, so schreibt Hofmannsthal, »ist […] eine Art Engel, man möchte sofort sehr krank werden,

15 Im Falle des Essays von Joachim Seng (wie Anm. 11) gilt dies mit einer kleinen Einschränkung; Seng reproduziert immerhin den Anfang des Bleistiftbriefes vom 12. Januar 1911, in dem die Gräfin dem einigermaßen überraschten Hofmannsthal die Idee einer gemeinsamen nächtlichen Bahnreise unterbreitet (vgl. ebd., S. 2); ansonsten zitiert Seng aber ebenfalls die Ausgabe des S. Fischer Verlags.

16 Marie-Therese Miller-Degenfeld, Tochter der Muse von Hugo von Hofmannsthal, im Gespräch mit Anita Eichholz. Alpha-Forum, Sendung des Bayerischen Rundfunks vom 1.Dezember 1999, online unter: http://www.br.de/fernsehen/br-alpha/sendungen/alpha-forum/marie-therese-miller-degenfeld-gespraech100.html [Stand: 15.11.2013].

17 BW Bodenhausen, S. 88, Brief vom 5. Dezember 1906.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

um sich von ihr pflegen zu lassen«.[18] Keine zwei Jahre später, im Frühjahr 1908, kann von solchen Wünschen indessen nicht mehr die Rede sein; angesichts einer völlig veränderten Lebenssituation der Gräfin erscheint das von Hofmannsthal entworfene Rollentableau, als sei es schlichtweg auf den Kopf gestellt. Schwer traumatisiert durch die Koinzidenz der Ereignisse: die komplikationsreiche Geburt ihrer Tochter und die urplötzlich ausgebrochene tödliche Erkrankung ihres Gatten, sitzt die junge Frau, gehunfähig und am ganzen Körper zitternd, im Rollstuhl; sie leidet an dem, was die Neurologen als funktionelle Störung bezeichnen – eine Störung, die sich je nach Ursache so schnell nicht aus der Welt schaffen lässt. Und da die verwitwete Gräfin ohne eigene Mittel, das heißt in jeder Hinsicht von den Zuwendungen der Verwandtschaft abhängig ist, muss sie es als Glück im Unglück betrachten, dass sie mit ihrem Kind auf Schloss Neubeuern Zuflucht findet und vor dem Hintergrund der kinderlosen Ehe ihrer Schwägerin Julie Freifrau von Wendelstadt schon im Hinblick auf eine mögliche Erbfolge durchaus willkommen ist. Am unheilvollen Lauf der Dinge ändert das jedoch insofern nichts, als das nächste Drama bereits auf seinen Höhepunkt zutreibt; acht Tage nach Einzug der Neuankömmlinge stirbt der Hausherr Jan von Wendelstadt, wenn auch nicht, wie es die Familienlegende will, aufgrund einer über Nacht entstandenen Miliartuberkulose,[19] sondern im Zusammenhang seiner Verstrickungen in die seit Jahren schwelende Affäre um den homosexuellen Fürsten Philipp zu Eulenburg und Hertefeld – der Freiherr erschießt sich, noch bevor die gerichtlichen Ermittlungen ihren Abschluss finden.[20] Statt aber das letzte Glied in der Unglückskette zu markieren, wird sich dieser Suizid als eine Hypothek auf die Zukunft erweisen; inmitten der selbst das beschauliche Neubeuern erfassenden Wirren des Ersten Weltkriegs wird die Witwe des Freiherrn dem Werben eines Mitgiftjägers erliegen, wird zum zweiten Mal heiraten, wird die Komplikationen ihrer späten Schwangerschaft nur um den Preis des Ungeborenen überleben und wird – als Anfang vom Ende der Neubeurer Schlossherrlichkeiten – einen beträchtlichen Teil ihres Vermögens verlieren. In die ereignisärmeren Zeiten und die Zeit des

[18] HB 40/1990, S. 5; vgl. Seng, Hofmannsthals »Ariadne auf Naxos« (wie Anm. 11), S. 2.

[19] In ihrem Lebensbericht von 1948 spricht die Gräfin versehentlich von einer »Milliardentuberkulose«; vgl. http://www.schloss-neubeuern.de/includes/pdf/Historie/ottonie.pdf [Stand: 15.11.2013].

[20] Vgl. Weinzierl, Hofmannsthal (wie Anm. 11), S. 155ff.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Nachspiels fällt dagegen, was die Gräfin, in einer Mischung aus Dankbarkeit und Resignation, ihre »Ehe« mit der zehn Jahre älteren Freifrau von Wendelstadt nennt (21. März 1911): eine den Umständen entsprechend höchst anerkennenswerte, aber mit Argusaugen und Eifersucht überwachte Familienfiguration, in der um das einzige Kind zwei gewissermaßen alleinerziehende Mütter kreisen. Ein ökonomisch unabhängiges, weitgehend selbstbestimmtes Leben erlangt die Gräfin erst in dem Moment, in dem es ihr 1922 gelingt, die nötigen Gelder für einen Hauskauf in Pasing aufzutreiben und dort ein Mädchenpensionat zu gründen[21] – sozusagen als Vorläufer des Knabeninternats, das Mitte der 20er Jahre, zur Linderung der finanziellen Nöte, auf Schloss Neubeuern eingerichtet wird.[22]

Hofmannsthals Sorge um die zuvor so lebensfrohe Gräfin ist also wohlbegründet, wenn er nach dem Tod des Grafen Degenfeld wiederum an Bodenhausen schreibt: »Wie das alles jetzt werden wird! Ich kann sie mir nicht unglücklich denken. […] Ich kann nicht denken wie es ist, wenn man sie trösten muß, anstatt daß sie tröstet«.[23] Und so denkt sich Hofmannsthal im Gegenzug nicht allein einen therapeutischen Leseplan für die Erkrankte aus; im Herbst 1909 schreibt er ihr den besagten ersten Brief, nachdem es zu Beginn des Jahres anlässlich der Wiederbegegnung auf Neubeuern zu einem ihn zutiefst anrührenden Gespräch gekommen ist. »Lächelnd«, wird er sich später erinnern, habe die Gräfin »ihr ungeheures Leid erzählt[ ]« (20. Januar 1911), und es sei »Liebe, nichts anderes« gewesen, was ihn damals getroffen habe (2. Dezember 1912). Hofmannsthal ist infolgedessen doppelt befangen, als er sich nach vielfachen Aufschüben Anfang September entschließt, das zwischenzeitlich eingetretene Stillschweigen zu brechen und der Gräfin von seiner Hoffnung zu berichten, alsbald erneut mit ihr zusammenzutreffen. Die Tatsache, dass der versierte und in der Regel spontan formulierende Briefschreiber im Ringen um die angemessene Form der Mitteilung zwei seiner Entwürfe zerreißt, ehe er beim dritten Anlauf endlich die richtigen Worte findet, ist aber dennoch nicht die große Überraschung dieses Schreibens; überraschend ist vielmehr, dass Hofmannsthal die Empfängerin eben dies wissen lässt, ohne angeblich seinerseits zu wissen,

21 Vgl. Brief vom 19. April 1922.

22 Vgl. http://www.schloss-neubeuern.de/includes/pdf/Historie/Wendelstadt__Julie.pdf [Stand: 15.11. 2013].

23 BW Bodenhausen, S.102, Brief vom Ostersonntag 1908.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

»was hier im Spiel ist«. Denn selbstverständlich weiß Hofmannsthal das sehr genau; er, dem alles Direkte zuwider ist,[24] braucht, wie in den Eingangszeilen dieses Eröffnungsschreibens, der Gräfin gegenüber nur von »Hemmungen« zu sprechen (2. September 1909) – und er hat sich nach den Regeln der Rhetorik – *e contrario* – hinreichend erklärt.

Im Sinne des Symmetrieprinzips, das neben wochen-, manchmal monatelangen postalischen Intervallen vor allem die Anfangsphase des Briefwechsels kennzeichnet, sucht man jedoch vergebens nach einem Antwortschreiben der Gräfin; entweder hat es ein derartiges Schriftstück nie gegeben oder es fehlt diese Replik im Frankfurter Konvolut aus Gründen der Überlieferung ebenso, wie die beiden gräflichen Sendungen fehlen, für die sich Hofmannsthal Ende Dezember 1909 und Ende Januar 1910 nachdrücklich bedankt. Hofmannsthal spricht von den »lieben Zeilen aus München« (23. Dezember 1909) – offenbar einem Kartengruß – und dem »lieben schönen Brief«, der ihn noch vor der Abreise zu den Berliner Proben von »Cristinas Heimreise« an seinem nahe Wien gelegenen Rodauner Wohnsitz erreicht hat (24. Januar 1910). In Übereinstimmung mit der Brieffolge der Printausgaben datiert das chronologisch erste handschriftliche Zeugnis der Gräfin, das archivalisch erfasst ist, vom 23. Februar 1910, wobei sich die Frage nach weiteren Gemeinsamkeiten erübrigt, sobald hinter der uniformen Kulisse des Brieftextes das briefliche Original in allen seinen Eigenheiten als ein materiales Sich-Zeigen wahrnehmbar wird und daran erinnert, dass Briefe, ehe sie als Nachrichten- oder Informationsmedien einer Lektüre unterzogen werden, für gewöhnlich Objekte der sie aufnehmenden Sinne sind.[25] Und wie in anderen Fällen auch, bekundet sich in der Phänomenalität des gräflichen Briefes nicht nur dessen individuell-unverwechselbares ›Gesicht‹;[26] mittelbar bekundet sich darin zugleich das ›Gesicht‹ der Absenderin, die ihrem Schreiben dieses und kein anderes Gepräge verliehen hat – fürs Erste könnte man es als eine Mischung aus Konventionalität und sich beiläufig andeutenden Extravaganzen bezeichnen. Im

[24] Vgl. Brief vom 3. August 1913: »Nicht dieses Directe, nie bitte –«.
[25] Vgl. Mersch, Einleitung (wie Anm. 3).
[26] Vgl. Georg Witte im Anschluss an die (arte)faktischen Beobachtungen des Kunsthistorikers Georges Didi-Huberman: Das Gesicht des Gedichts. Überlegungen zur Phänomenalität des poetischen Texts. In: Die Sichtbarkeit der Schrift. Hg. von Susanne Strätling und Georg Witte. München 2006, S. 173–190.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Detail heißt das: Der Brief setzt sich aus zwei gelblichen,[27] fast in Kartonstärke und mit glatter Oberfläche auftretenden Doppelbögen zusammen, deren Außen- und Innenseiten im Format 23 x 17,7 cm durchgängig mit einer meist bis an die Ränder reichenden, dank einer breiten (Füllhalter-) Feder kraftvoll und großzügig ausgreifenden lateinischen Schreibschrift bedeckt sind. Lediglich zwischen Datum und Anrede – »Lieber Herr von Hofmannsthal« – gönnt sich die Schreiberin die Schrumpfform eines Devotionalraumes, der den Briefeingang gegenüber den nachfolgenden Zeilen optisch aufwertet und damit in deutlicher Entsprechung zur freigestellten Signatur am Ende des Briefes, dem sichtlich eingeübten Schriftzug »Ottonie Degenfeld«, steht. Wohl um das Schreibtempo zu erhöhen, bedient sich die Gräfin einer Reihe von Kürzeln, trennt aus absehbarem Platzmangel vor allem gegen die Schlusssequenzen hin die thematischen Abschnitte nicht mehr durch Spatien oder Zeileneinzüge, sondern durch markante Querstriche, während sie andernorts, überall dort, wo es ihr um schriftbildlich erkennbare Emphase zu tun ist, in Form von Unterstreichungen zu einer gewissen Hyperbolik neigt. Zum Beispiel kommt das Wörtchen ›wie‹ selten ohne diesen Zusatz aus, und zumal dann nicht, wenn es gilt, Hofmannsthals literarisch-theatralen Verdienste oder die seiner Freunde durch ein nachfolgendes »wundervoll« oder »groß« hervorzuheben (s. Abb. 2–4).

Offensichtlich hat sich die Gräfin, die standesgemäß nie in den Genuss einer systematischen (Aus-)Bildung gekommen ist, eilends auf den Diskurs eingelassen, der ihr durch Hofmannsthals programmatisches Lektürecurriculum, insbesondere aber durch die ihn umgebende Aura nahegelegt wird. In seiner Gegenwart ist die Gräfin überzeugt, »eine Atmosphäre einzuatmen, die für uns Alltagskinder Höhenluft bedeutet« (23. Februar 1910). Das intellektuelle Gefälle, das sich in solchen Bemerkungen artikuliert, scheint die Gräfin nicht nur nicht zu stören; sie scheint im Gegenteil ein sicheres Gespür dafür zu haben, dass es zu den Gelingensbedingungen der Korrespondenz gehört. Jahre später wird Hofmannsthal dies zumindest indirekt bestätigen, indem er die Gräfin zu den »reizenden wirklichen Frauen« rechnet, »die Gottlob ganz und gar keine Spuren in der Literaturgeschichte zurücklassen werden«, und

[27] Die Papiere dieses Briefes sind inzwischen kräftig nachgedunkelt und im Gegensatz zu allen übrigen Schriftstücken der Gräfin rechtsseitig am Mittelfalz eingerissen.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

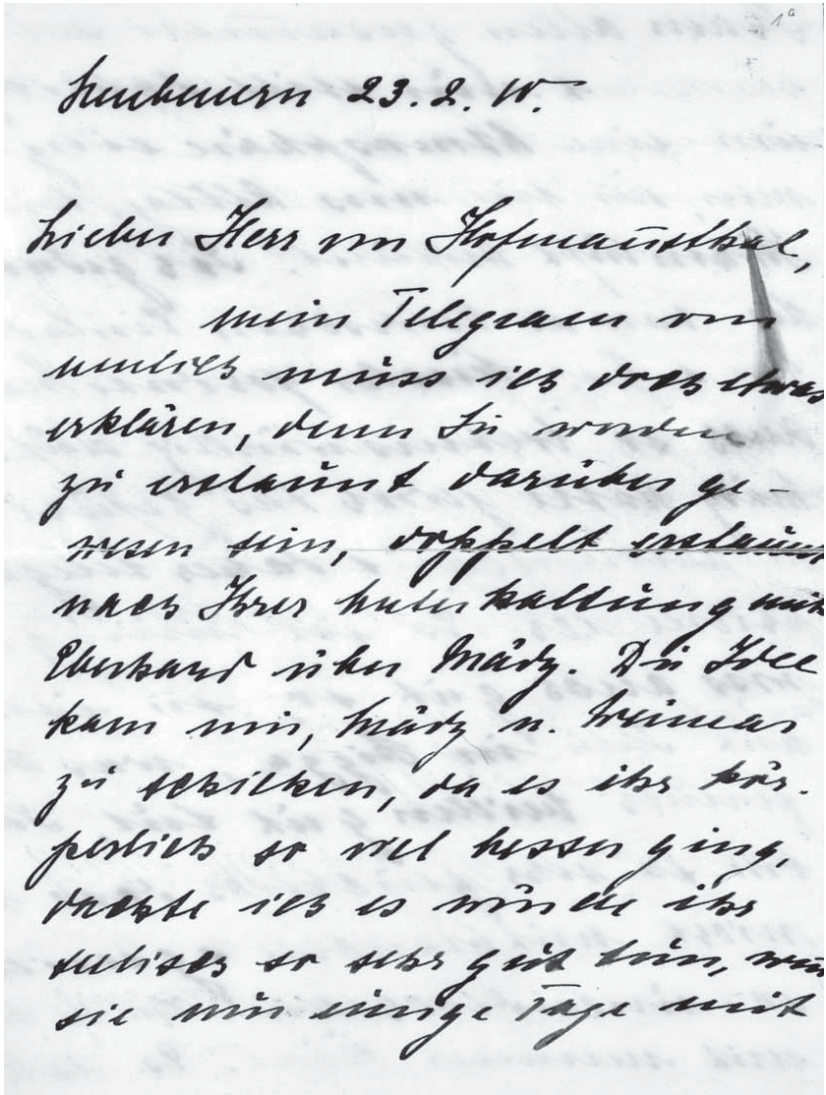


Abb. 2: Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, 23. Februar 1910, 1. Seite

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

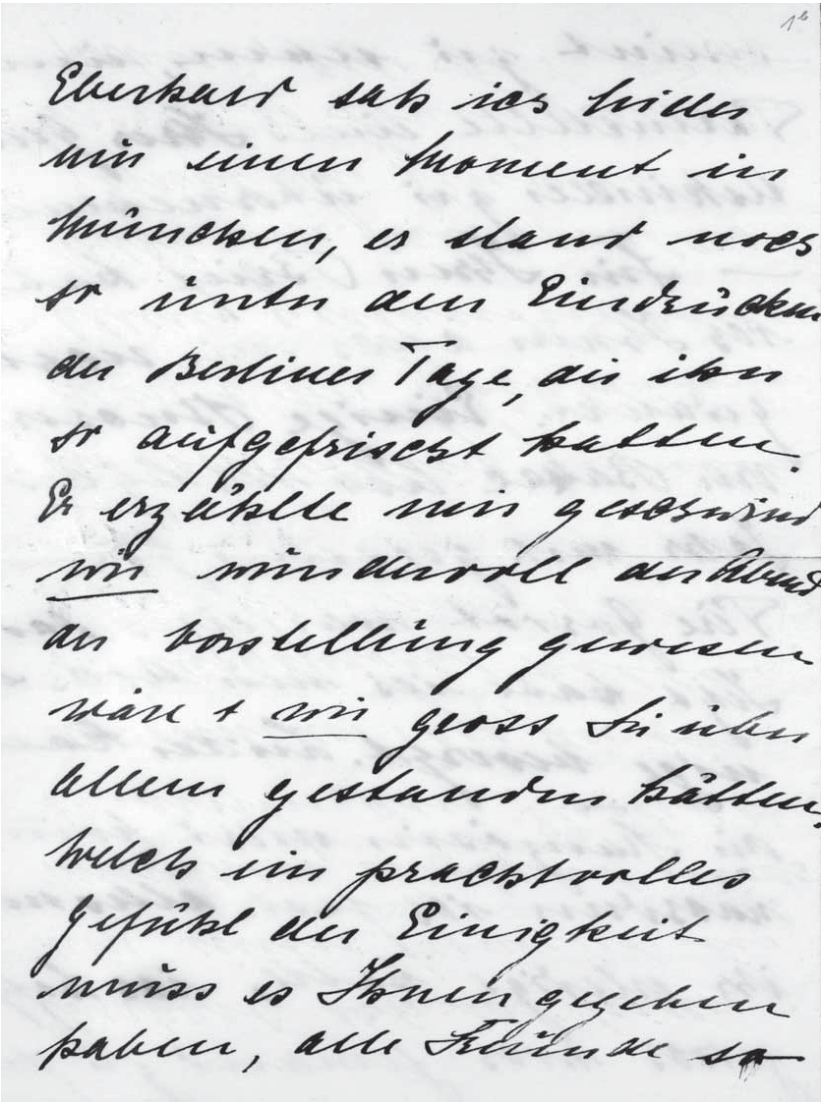


Abb. 3: Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, 23. Februar 1910, 5. Seite

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

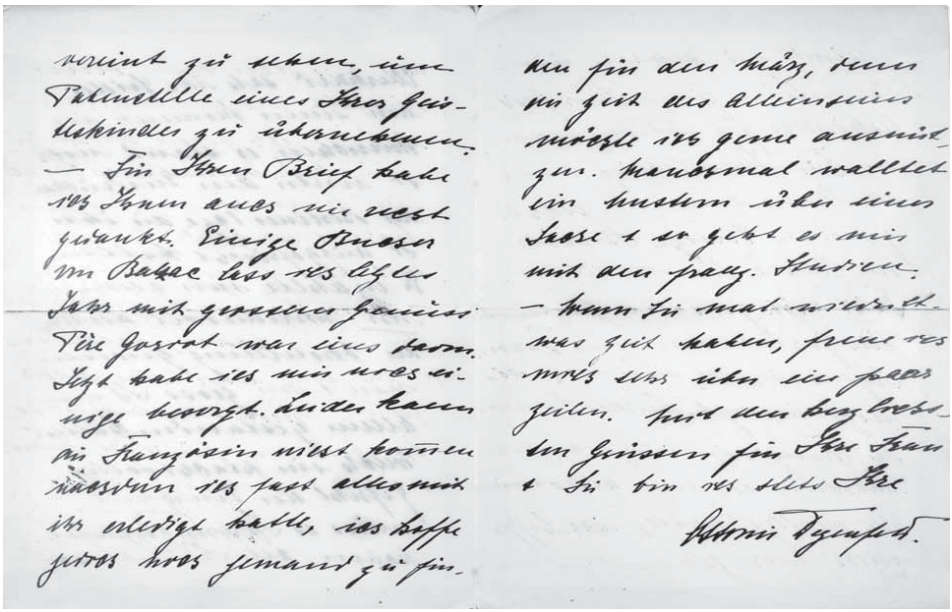


Abb. 4: Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, 23. Februar 1910, 6. und 7. Seite

dabei die Vergleichslatte nicht ohne Selbstgefälligkeit denkbar hoch legt, nämlich auf keine Geringere als Minna Herzlieb, die Freundin Goethes »mit dem ›runden Gesichtchen‹«, verweist, »von der man fast gar nichts« wisse und »die doch das Vorbild der Ottilie« gewesen sei, »also sicher ein wunderbares aber ganz ›uninteressantes‹ Wesen«. Was Hofmannsthal bei der Gräfin sucht, umschreibt er als ein nicht definierbares »fluidum«, von dem er behauptet, ein ihm wohltuendes Lebensmittel zu sein: »Es ist wie ein sehr reines klares Wasser, das den Durst zwar stillt, von dem man aber doch immer wieder trinken möchte« (14. November 1919; HD 415f.)

Und dennoch: So ›poetisch‹ sich dieser Bekenntnissatz auch ausnimmt – ein Satz, der im Übrigen nicht der einzige seiner Art ist –, so wenig einleuchtend erscheint es, für die Gräfin daraus die Rolle einer Hofmannsthalschen Muse ableiten zu wollen,[28] kollidiert diese Vorstellung doch sofort mit Hofmannsthals regelmäßig wiederkehrenden, in

[28] Vgl. Overlack, Was geschieht im Brief? (wie Anm. 11), S. 74ff.; Schuster, Ästhetische Erziehung (wie Anm. 11), S. 191ff.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

vielen Fällen buchstäblich wetterwendischen Schwierigkeiten,[29] die Zeiten der Beziehungspflege und die Zeiten der literarischen Produktion möglichst unschädlich für die Letztere aufeinander abzustimmen. Je nach Arbeitsphase ist die Gräfin nicht einmal als imaginierte, geschweige denn als leibhaftige Anwesende erwünscht, was angesichts der Unvorhersehbarkeit dieser Phasen zu Irritationen, zuweilen sogar zu einer von Hofmannsthal mehr oder weniger gezielt heraufbeschworenen Krise führt, die zu entschärfen der Gräfin nur durch eine taktische Form der Selbstverleugnung gelingt.[30] »Allerdings habe ich kein Talent Brfe zu schreiben«, kann die Gräfin dann sagen, sie »drücke [s]ich da im̄er so grässlich dum̄ aus, dass stets alles dadurch in eine dum̄e Unordnung gerät« – um solchen verqueren Sätzen unter Umständen einen Klartext folgen zu lassen, der in seiner Schnörkellosigkeit so ziemlich das Gegenteil einer Musenexistenz: einen alltagstauglichen Pragmatismus und die Fähigkeit verrät, sich selbst mit gebotener Nüchternheit aus der Distanz zu sehen. »[S]chreiben Sie mir bitte im̄er ab wenn Ihre Arbeit mich nicht erlaubt«, erklärt die Gräfin ihrem Briefpartner, »& lassen Sie sich nicht von der Idee: die O. braucht ein bissel Stadt, davon abhalten« (2. März 1921). Diese der Gräfin über die Jahre hinweg zugewachsene Souveränität verdankt sich einer sehr frühen, für den Briefwechsel weichenstellenden Entscheidung – der Tatsache, dass die Gräfin einer Rollenzuschreibung durch Hofmannsthal zuvorgekommen ist. Oder anders herum formuliert: Die Gräfin hat nie darauf gewartet, von ihrem Briefpartner auf ein Beziehungsmuster festgelegt zu werden; sie hat sich vielmehr in einem grundlegenden Akt der Selbstdefinition von Anfang an die Rolle zugewiesen, die sie in ihrem Verhältnis zu Hofmannsthal als die ihr gemäße verstanden hat. Und das schließt nicht zuletzt die Art und Weise ein, in der sich dieser Akt vollzogen hat, nämlich wortlos, auf dem Wege einer brieflichen Deixis, die in ihrer sinnlichen Prägnanz, der Eindringlichkeit des materialen Auftritts, ebenso unabweisbar wie in ihrer Bedeutung unmissverständlich ist. Man braucht das Frankfurter Konvolut infolgedessen nur zu öffnen, um im Bilde zu sein (s. Abb. 5).

[29] Vgl. zu Hofmannsthals Wetterfühligkeit Konrad Heumann, »Stunde, Luft und Ort machen alles«. Hofmannsthals Phänomenologie der natürlichen Gegebenheiten. In: HJb 7/1999, S. 233–287.

[30] Vgl. insbes. die Briefe zwischen dem 15. Dezember 1920 und dem 15. März 1921.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

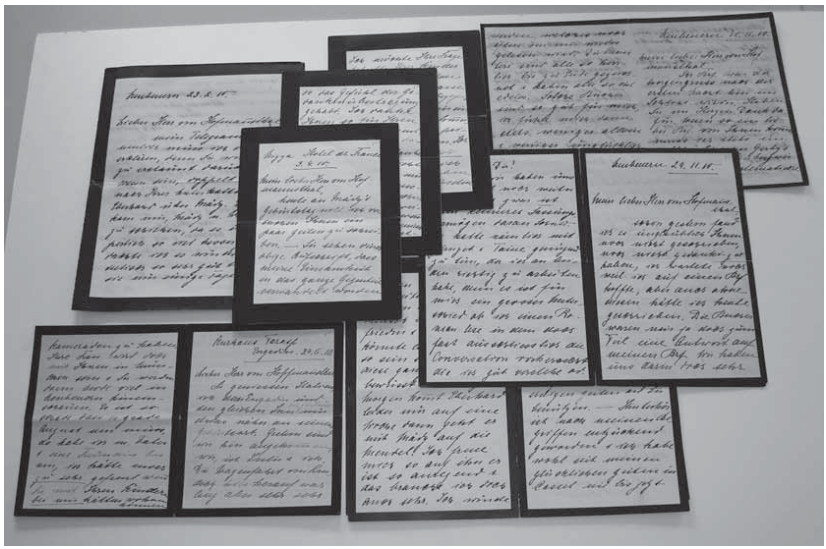


Abb. 5: Ottonie Gräfin Degenfeld, Briefe unterschiedlichen Formats aus dem Frankfurter Konvolut

Denn was die Gräfin auf die Post trägt (oder durch das Personal dorthin tragen lässt), sind Trauerbriefe – Briefe, die, den beiden Doppelbögen vom 23. Februar 1910 vergleichbar, zur schwarzen Tinte passend ungewöhnlich breite, schwarze Ränder tragen (s. Abb. 6) und diesen Eindruck von umfassender Schwärze noch steigern, wenn sie sich wie die unmittelbar nachfolgenden Sendungen aus Nizza[31] oder dem Engadin[32] in Kartengröße, das heißt mit proportional sichtlich reduzierter Schreibfläche zeigen; der Gedanke an Todesanzeigen ist bei diesem Anblick wahrlich nicht mehr weit (s. Abb. 7).[33]

Da der Beginn der Korrespondenz mit Hofmannsthal in das zweite Trauerjahr der Gräfin und damit in einen Zeitraum fällt, zu dem die Gesundung der Erkrankten noch keineswegs als gesichert gelten kann, liegt es nahe, diese massive Rahmung der Briefe nicht unter dem Gesichtspunkt bloßer Konvention zu verbuchen, sondern als Zeichen einer

31 Brief vom 3. April 1910.
32 Brief vom 24. Juni 1910.
33 Zum Vergleich: Die schwarze Rahmung des Februar-Briefes misst 1,3 cm, die der Briefe im Kartenformat (Gesamtgröße 17,6 x 13,5 cm) 1,6 cm.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

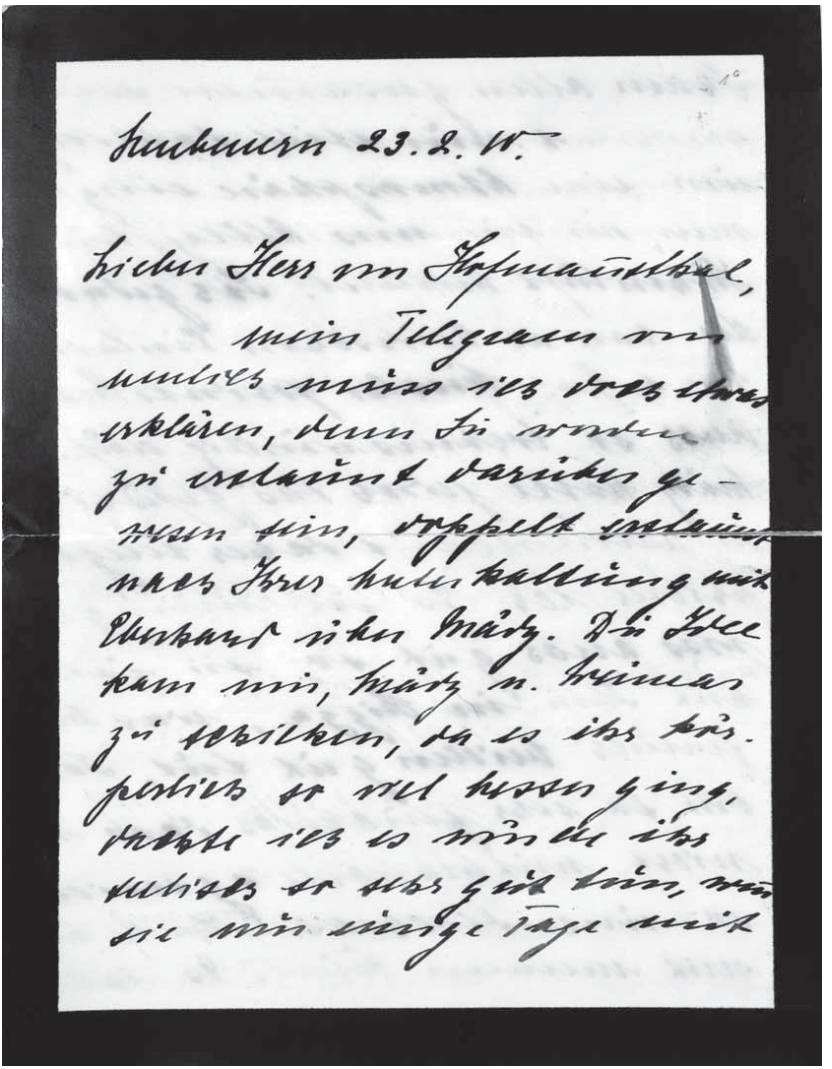
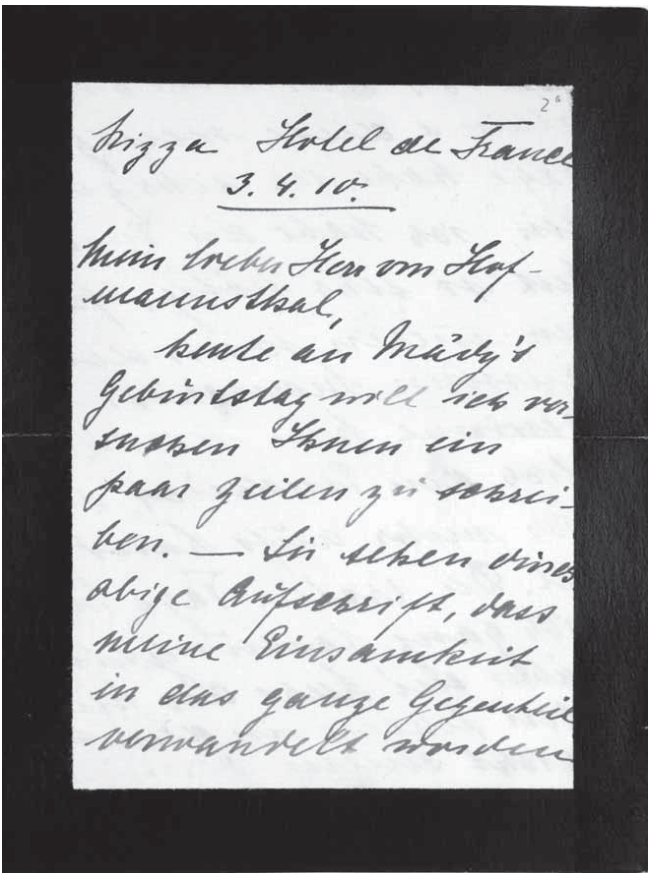


Abb. 6: Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, 23. Februar 1910, 1. Seite

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY



Pizza Hotel de France
3. 4. 10.

Mein lieber Herr von Hofmannsthal,
heute an Mädy's Geburtstag will ich versuchen Ihnen ein paar Zeilen zu schreiben. — Sie sehen diese Aufschrift, dass meine Einsamkeit in das ganze Gegenteil verwandelt worden

Abb. 7: Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, 3. April 1910, 1. Seite

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

anhaltenden Trauerarbeit zu begreifen. Immerhin wird es dem Bericht der Tochter zufolge geschlagene sechs Jahre dauern, ehe die Gräfin bereit ist, ihre schwarze Kleidung abzulegen.[34] Auffällig ist nur: Dieser Kleiderwechsel geht nicht mit einem vergleichbar konsequenten Wechsel des gräflichen Briefpapiers einher; zwar entschließt sich die Gräfin mit Beginn des Jahres 1913, in unterschiedlichen Qualitäten, Größen und Tönungen neutrales Papier zu verwenden, oder greift, wenn sie auf Reisen ist, zu den ihr jeweils offerierten Hotelbögen, aber diese Praxis hindert sie nicht daran, Hofmannsthal hie und da erneut einen ihrer ›schwarzen‹ Briefe zu schicken. Erklärungen der Absenderin sucht man in diesen Fällen vergeblich, doch erklärt sich dadurch zumindest verfahrenstechnisch, was sonst kaum zu glauben wäre: Die letzte Trauerpost trägt das Datum des 30. September 1920 – womit sich ein Beharren bekundet, das nicht allein jeder gesellschaftlichen Gepflogenheit spottet, sondern über die Trauer hinaus nach einem Motiv fragen lässt, das für diesen demonstrativen Gang der Dinge verantwortlich ist. Und obwohl Hofmannsthal nicht den Kern der Sache trifft, ist er dieser dennoch auf der Spur, wenn er – drei Jahre später, am 2. August 1923 – der Gräfin gesteht: »Daß Sie so da sind – daß Sie überhaupt da geblieben sind! Was für eine chance für mich, Ottonie, daß Sie nicht wieder geheiratet haben!« Im Rückblick wird man dagegen präzisieren müssen: Wichtiger als die ausgebliebene Wiederheirat der Gräfin ist für die Korrespondenz und die darin Gestalt gewordene Beziehung der Briefpartner die beidseitig verpflichtende Verinnerlichung der Ausgangslage gewesen: der Umstand, dass die offensiv signalisierte Witwenschaft der Gräfin im Prinzip über das Reglement der Kommunikation entschieden hat.

An dieser Stelle ein weiteres Mal auf die Printausgaben des Briefwechsels zu verweisen, erscheint somit beinahe überflüssig; weder die deutsche noch die amerikanische Textsammlung vermittelt dem Publikum auch nur ansatzweise eine Vorstellung von der Art der Zurichtung, in der die Gräfin gut zehn Jahre lang ihre Post verschickt und in der Hofmannsthal genauso lange diese Sendungen entgegengenommen hat. Alle Sinnesdaten, die auf die phänomenale Dimension des Schriftverkehrs

[34] Vgl. Marie-Therese Miller-Degenfeld, Tochter der Muse von Hugo von Hofmannsthal (wie Anm. 16).

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

hätten aufmerksam machen können, sind kassiert, und dies sogar in Anbetracht von Hofmannsthals durchaus sachdienlicher Bemerkung, er schaue selbst zu Zeiten, in denen er »schreibmüd« vor lauter schriftstellerischer »Stubenmädel-arbeit« nicht zum Briefeschreiben komme, »jeden Morgen auf den Tisch, ob nicht doch ein schwarzgerändertes Couvert da liegt«, das im Gegensatz zum täglichen, den gängigen Kommunikationsritualen unterliegenden Geschäftsverkehr mit einem »klare[n] liebe[n] Satz« das innere Gleichgewicht wiederherzustellen verspricht (22. Januar 1912). Herausgeberin und Verlage haben sich an dieser Bemerkung offenbar ebenso wenig gerieben, wie die bisherigen Leser/innen den inkludierten Informationsgehalt realisiert und eine Ahnung davon entwickelt haben, dass sich die Korrespondenz anhand der Drucke nicht beurteilen lässt. Und dem ist so, weil die eingangs skizzierte Editionsproblematik in diesem Falle nicht bloß das eine oder andere Schriftstück, sondern den Briefwechsel als Ganzen betrifft, und zwar weit über das hinaus, was man zunächst seine Konstitutions-, dann seine Konsolidierungsphase nennen könnte. Denn es ist keine Frage: Eine briefliche Schreibszene wie die gräfliche, deren Rahmenbedingungen angesichts schwarzer Papierränder wörtlich zu verstehen sind, zeitigt Implikationen von nicht zu unterschätzendem Gewicht. In einem basalen Sinne sorgt sie dafür, dass sich die übliche postalische Dialogsituation auf einen Dritten hin öffnet, der sie in seiner anwesenden Abwesenheit für Senderin und Empfänger grundiert. Und das bedeutet konkret: Dank der unübersehbar vor Augen stehenden Rahmung der Zeichenträger ist der Verstorbene präsent, wann immer die Gräfin zur Feder greift, um mit Hofmannsthal in Kontakt zu treten. Hinter der Zweierbeziehung der Korrespondierenden steht faktisch eine (asymmetrische) Dreierbeziehung, die der schriftlich manifesten Kommunikation diesseits des sprachlich Fassbaren eine eigene Färbung gibt; was die Briefpartner untereinander auch klären oder verhandeln mögen – ohne zu schreiben, schreibt der Tote im Schreiben der Gräfin mit, das *per se* schon doppelt adressiert, als Totengedenken an den Grafen und als Lebenszeichen an Hofmannsthal gerichtet ist. Hinzu kommt außerdem die funktionale Ambiguität, die mit jedem Trauerbrief ihre Wirkung entfaltet, indem sie die schwarz umrahmte Schreibfläche einerseits als geschützten (Innen-)Raum und andererseits, aufgrund eben

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

dieser Schutzfunktion, als ein Terrain ausweist – genau genommen als das einzig mögliche – , auf dem sich gewissermaßen experimentell die Formen einer neuen Beziehung ausloten und erproben lassen.

Welche Kippeffekte, Übergänglichkeiten und Verschiebungen dabei im Spiele sind, illustrieren höchst eindrucksvoll die beiden Briefe, in denen sich die Gräfin anlässlich der dritten Wiederkehr des Todestages explizit über ihre Bindung an den verlorenen Gatten äußert. Im Vorfeld ihrer Reise zum Grab spricht die Gräfin von der Sehnsucht, die weniger in ihr schlummere, als dass sie aus ihr herausschreie: »Oft überkom̄t mich ein verzweifelndes Gefühl, ich möcht an meinen Lebensjahren blättern, rasend schnell blättern wie man es oft in einem Buch tut, um an den Schluss zu kom̄en« (28. März 1911). Ein paar Tage später, nachdem sie das Grab besucht hat, ist die Stimmung umgeschlagen; die Gräfin berichtet Hofmannsthal, wie sie bei strahlendem Sonnenschein in Geislingen angekommen, »zu Fuss den entzückenden Weg nach Eybach« entlanggewandert und ihr dabei ein »grosser Frieden« begegnet sei. »Ich durchlebte alles wieder«, so die Gräfin, »wie Christoph & ich zum ersten Mal dort gegangen unsere Pläne, wie viele hatten wir gemacht im Vollgefühl unseres Glückes – dann das Ende. Ich war auf einmal gar nicht mehr traurig. Lange sass ich an seinem mit Blumen bedeckten Grabe & war glücklich dort […], richtig glücklich«. Und während sich die Schreiberin noch über diese Reaktion wundert, sie »merkwürdig« findet und zu ergründen sucht, drängt sich ihr mit der nachfolgenden Apostrophe ein Satz in die Feder, der auf schwarz eingefasstem Briefpapier nicht unbedingt vorherzusehen, in Grammatik und Orthografie dafür aber umso auffälliger ist. »Denken Sie«, teilt die Gräfin ihrem Korrespondenzpartner mit, »dann haben meine Gedanken an Christoph & an Sie sich verschmolzen & sie [!] beide haben mir so geholfen« (4. April 1911; s. Abb. 8). Die Quintessenz dieser Zeilen ist kaum zu verkennen. Deutlich wird, wie sich im Binnenraum der Trauerpost die Bindungen der Gräfin zu überlagern beginnen und vermöge dieses Prozesses begründen, was auf den ersten und wohl auch noch auf den zweiten Blick so mancher klassisch gewordenen Liebeskorrespondenz zum Verwechseln ähnlich sieht. An Hofmannsthals Briefen findet die Gräfin nicht nur zunehmend Gefallen; von Mal zu Mal werden diese dringlicher erwartet und in der Gewissheit ihres Eintreffens regelrecht herbeigesehnt. »Ich danke Ihnen

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

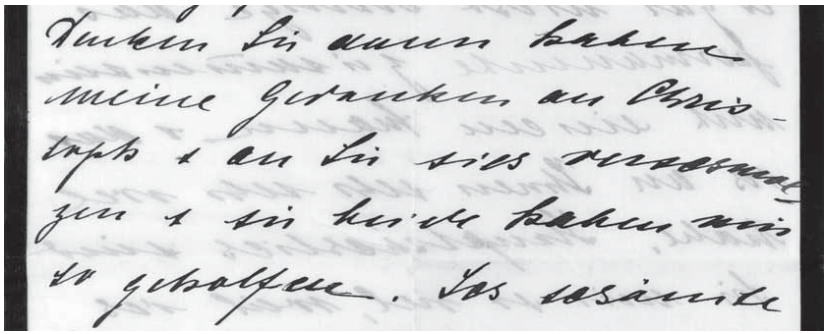


Abb. 8: Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, 4. April 1911, 3. Seite (Auszug)

so für Ihren Brf«, schreibt die Gräfin. »Wissen Sie eigentlich was Sie mir damit tun, ich glaube Sie können es nicht ahnen. Sie geben mir stets neuen Lebensmut« (3. April 1910). Und knapp drei Monate später: »Schreiben Sie mir wieder mal wenn Sie Gefühl dafür haben. Es ist ganz merkwürdig wie ich genau imer weiss wann von Ihnen ein Brf komt, ich habe so etwas selten erlebt« (24. Juni 1910). Und abermals ein paar Monate später: »[S]agen muss ich Ihnen, wie froh ich war heute morgen durch Ihren Brf begrüsst zu werden. Wie lieb von Ihnen mir gleich zu schreiben & so zu schreiben« (8. Januar 1911). Und schließlich, in Anspielung auf eine gemeinsam bestrittene Fahrt nach Erfurt, wo das temporäre Reisegespann wieder getrennt worden, die Gräfin ins elterliche Sondershausen, Hofmannsthal zu den Proben des »Rosenkavalier« nach Dresden weitergefahren ist, ein gräfliches Bekenntnis von geradezu entwaffnender Intimität: »Können Sie glauben«, so die Gräfin,

> dass das thüringische Fräulein wahnsinnig auf einen Brief gelauert hat von einem gewissen Herrn, der mal ganz zufällig mit ihr im Zug zusamen gefahren war? Dass sie dazu morgens früh im Schlafrock (aus dem Bett geschlüpft) durch kalte Räume eilen muss, um zu sehen ob denn der Postbote imer noch nicht da war, um dann resigniert wieder zurück zu kriechen. So dum ist dieses gewisse thüringische Fräulein noch, da sie doch genau wissen müsste, dass der Brief erst am Nachmittag kommen konnte (16. Januar 1911).

Eine andere, aber ebenso klare Sprache spricht im Übrigen die Statistik, auch wenn es die erwähnten Überlieferungslücken unmöglich machen, mit absoluten Zahlen zu operieren. Stehen in der Anfangsphase der Hofmannsthal/Degenfeld-Korrespondenz, dem Konstitutionsjahr 1910, bei

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

nahezu ausgeglichener Bilanz der Beteiligten rund 25 Sendungen zur Debatte, vervierfacht sich diese Zahl im Folgejahr, um sich, jeweils von dieser Spitze aus gerechnet, in den nächsten Jahren bis zu der mit Beginn des Ersten Weltkriegs einsetzenden Postzensur ziemlich genau auf die Hälfte einzupendeln – was im Schnitt zunächst eine Schreib- und Übermittlungsfrequenz von etwa 14, dann von knapp vier und zuletzt von circa sieben Tagen bedeutet, in der Praxis jedoch durchaus Zeiten einschließt, in denen kaum zwei Tage, zuweilen keine 24 Stunden ohne Schriftverkehr verstreichen. Auf beiden Seiten entstehen sogenannte Tagebuchbriefe:[35] umfängliche, zum Teil großformatige oder, im Falle von Papieren kleineren Zuschnitts, auf entsprechend zahlreichen Doppelbögen hinterlegte Fortsetzungsschreiben, deren Niederschrift zwar häufig unterbrochen werden muss, tatsächlich aber einem Schreibstrom gleicht, der jederzeit reaktiviert werden kann und bei Wiederaufnahme weder einer erneuten Adressierung noch einer eigens vermerkten kalendarischen Zuordnung bedarf. Die Folge ist, dass auf diese Weise nicht allein das anfängliche Symmetrieprinzip unterlaufen wird; die Mehrzahl der Briefe verzichtet auf eine Anrede, und nicht wenige begnügen sich damit, den Namen eines Wochentags oder einer Tageszeit zu notieren, weil angesichts derart eng getakteter Postläufe mehr zur Unterrichtung des Empfängers – der Empfängerin – nicht vonnöten ist. Ohnehin schwindet, je höher die Schlagzahl steigt, desto greifbarer der Sinn für das, was sich Briefetikette nennt. Gut zu beobachten ist, wie sich unter dem intensivierten Mitteilungsdruck die Schriftzüge dehnen; wie sich die Abstände sowohl zwischen den Zeilen als auch zwischen den Wörtern vergrößern; wie sich die Wörter am Zeilenende, statt getrennt zu werden, am rechten Seitenrand nach unten krümmen; wie sich die Querstriche durch Geminationsstriche munter vermehren, und vor allen Dingen: wie sich die damit durchlässiger gewordenen Schriftbilder mit Hilfe von Interlinear- und Randbeschriftungen im Nu wieder verdichten. Die eigentliche Sensation dieser brieflichen Hoch-Zeiten ist allerdings anderswo und erneut bei der Gräfin zu suchen – dort nämlich, wo diese mit wachsender Lust von einem epistolaren Genre Gebrauch macht, das traditionsgemäß den Kranken vorbehalten, als unverwech-

35 Zum Begriff ›Tagebuchbrief‹ vgl. Goethes Briefe an Auguste Gräfin zu Stolberg aus der ehemaligen Sammlung Brockhaus. Hg. von der Kulturstiftung der Länder in Verbindung mit dem Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. Frankfurt a.M. 1993.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

selbares Intimitätssignal bisweilen aber auch das bevorzugte Verständigungsmedium unter Liebenden ist. Gemeint sind die Bleistiftbriefe der Gräfin, eine Briefsorte, die nicht zuletzt deshalb negativ belegt wird, weil ihr Entstehungsort in der Regel das Bett, ihre Entstehungszeit des Öfteren die Nacht und beides zusammen nicht unbedingt der Ausweis eines untadeligen Lebenswandels ist.[36] Doch was tut die Gräfin? »Ich schreibe mit Blei weil ich schon im Bett liege nicht etwa weil ich krank bin«, erklärt sie Hofmannsthal, ihm zugleich eine »gute Nacht« wünschend und versichernd, es gehöre ihm »sehr viel von einer Ottonie« (25. August 1911; s. Abb. 9 und 10). Und Hofmannsthal, ansonsten so unnachgiebig auf Dezenz und Diskretion bedacht – er denkt nicht entfernt daran, in diesem Zusammenhang den postalischen Kostverächter zu spielen. Er bedankt sich geradezu überschwänglich für den »gute[n] liebe[n] schöne[n] Bleistiftbrief« (6. September 1911), nachdem er selbst das Interesse an einer solchen Post bekräftigt hat. »Wenn ich einen Bleistiftbrief nach Gastein bekäme«, so hat er die Gräfin wissen lassen, »das wäre schön« (31. August 1011). Noch delikater erscheint die Sache freilich, sobald man Zeuge des Ausbruchs wird, in dem Hofmannsthal Jahre später, zornbebend, die gräfliche Handschrift attackiert. »Keine einzige andere Handschrift« sei »so schwer« zu lesen, behauptet er, wo doch schon viel gewonnen wäre, würde sich die Gräfin bemühen, »etwas weniger hastig« zu schreiben und den »einen oder [anderen] Buchstaben etwas mehr [zu] malen« (18. März 1926). Denn recht besehen, trifft diese Kritik das falsche Objekt, während sie angesichts der gräflichen Bleistiftkritzeleien, die am ehesten für sie prädestiniert gewesen wären, einfach ausgeblieben ist.

Die Reihe der Indikatoren, die einer Liebeskorrespondenz das Wort reden, ist also nicht bloß beträchtlich, sondern auch von einer Art, die in ihrer Dynamik, ihrem Beschleunigungspotenzial, ihrer im Wechselspiel des Schreibens erzeugten und bekräftigten Folgerichtigkeit schwerlich wegzudiskutieren ist. Für Hofmannsthal und die Gräfin hat der postalische Fernkontakt offenbar etwas Unwiderstehliches, der Schriftverkehr

[36] Vgl. Anne Bohnenkamp, Schreibgeräte. In: Dies./Wiethölter (Hg.), Der Brief – Ereignis & Objekt. Ausstellungskatalog (wie Anm. 6), S. 19–72, hier insbes. S. 30ff.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

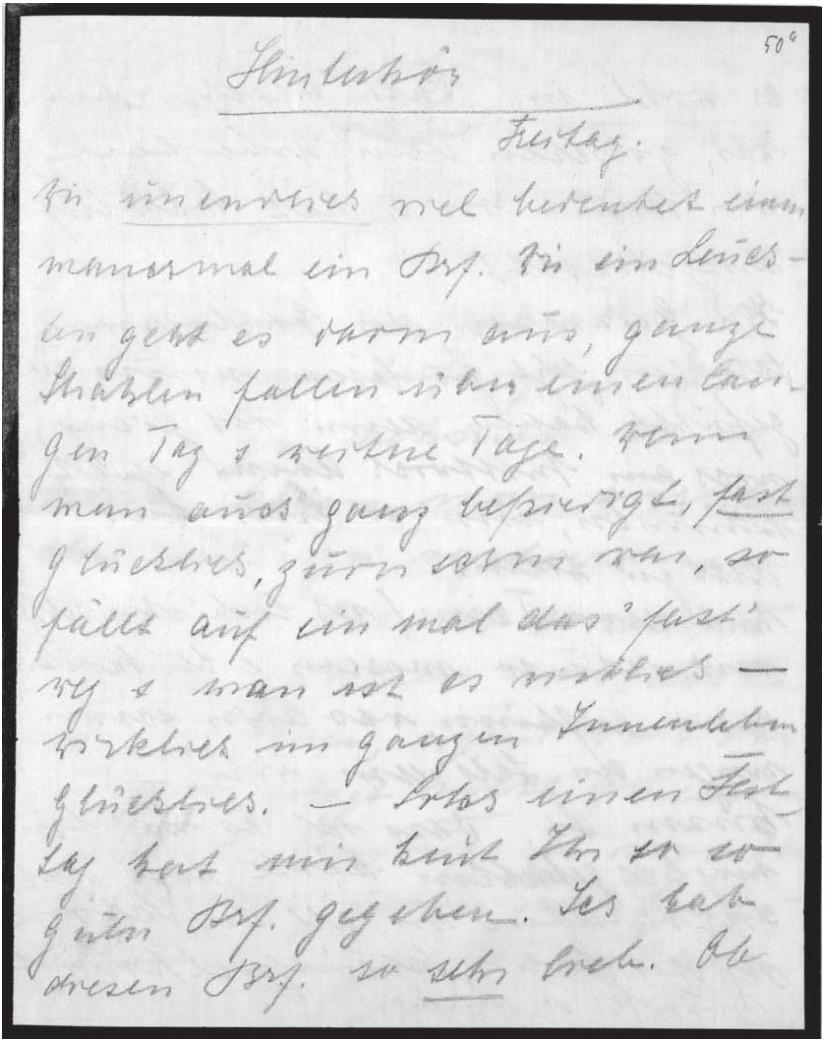


Abb. 9: Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, 25. August 1911, 1. Seite

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

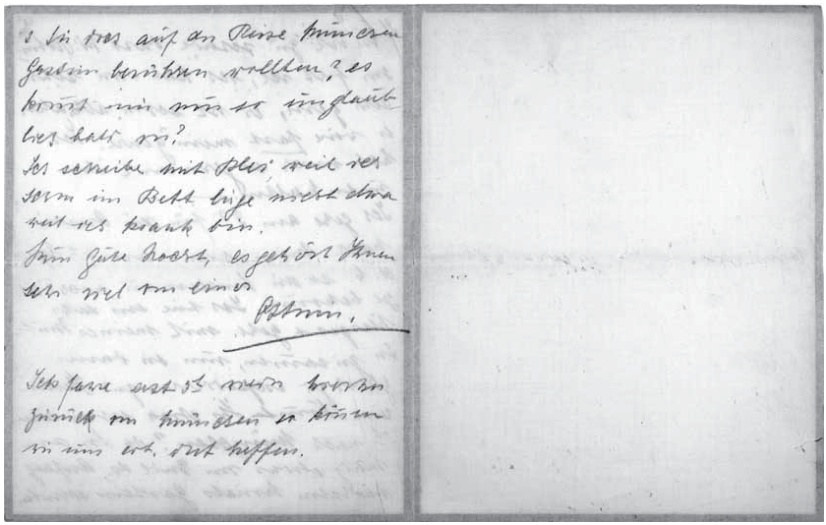


Abb. 10: Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, 25. August 1911, letzte beschriftete Seite

zieht sie gleichermaßen in seinen Bann, was aber umgekehrt keineswegs heißt, dass die Korrespondierenden einem schlichten Automatismus folgten. Vielmehr dauert es nicht lange, bis sie trotz eines von Hofmannsthal relativ früh erlassenen Schweigegebots – »es wird nicht davon gesprochen« (18. Februar 1911) – in eine briefliche Metakommunikation eintreten, durch die sie sich über die Höhe ihres Einsatzes Klarheit zu verschaffen suchen – zumal beide Akteure ahnen, wie sehr sie sich auf Messers Schneide bewegen, wie begrenzt der Bereich des gesellschaftlich Zulässigen und dessen ist, was den eigenen Wünschen entspricht oder ihnen womöglich zuwiderläuft. Den Anfang macht Hofmannsthal zu Beginn des postalischen ›Rekordjahrs‹ 1911 mit einer Liebeserklärung, die, ohne eine solche Erklärung sein zu dürfen, dennoch eine ist. »Was wünsche ich?«, fragt Hofmannsthal.

> Was ist das Innerste, das Wirkliche an diesem maßlosen Sich hinüberlehnen einer Seele zu einem andern Wesen? Es müßte sich doch mit ganz einfachen Worten sagen lassen! daß Sie es fühlen könnten, daß es in Sie hineinginge wie ein Strahl. Ich hab Sie lieb. Aber das ›Ich‹ in dem Satz ärgert mich […] Man sollte es so sagen können: es hat Sie lieb (4. Januar 1911).

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Nach einer Handvoll weiterer Briefe wird Hofmannsthal jedoch konkreter, indem er die Gräfin daran erinnert, dass er sie »in der Stunde […] lieb gewonnen« habe, zu der sie ihm in offener Trauer entgegengetreten sei: »In diesen Augenblicken hat etwas von mir Ihnen gehört, das noch nie jemandem gehört hat«, schreibt er, um dann allerdings zu betonen, wie wenig diese Neigung mit Verliebtheit oder Begehren zu tun habe. Eine »geheimnisvolle süße Hingezogenheit« – ja, das empfinde er, aber, so Hofmannsthal: »Es quält nicht, es brennt nicht, es will nicht, es ist bloß da und freut sich so still da zu sein«. Die Sache ist nur: Dieses stille Dasein ist nicht immer so still. Noch am Abend desselben Tages befällt den Briefschreiber, während er sich sicher wähnt, die Gräfin zu ›haben‹, oder besser: »dies [s]ie-liebhaben« zu haben, die Frage, warum es ihm dabei so »entsetzlich« sei, sich die Gräfin als »Frau oder Geliebte eines Mannes zu denken«. »Wenn ich daran denke«, gesteht Hofmannsthal, »wird mir ganz kalt und finster, als ob das Licht aus der Welt weg wäre« (20. Januar 1911). Und obgleich die Gräfin ihren Briefpartner beruhigt, es werde »wohl der Andere nie kom̄en«, der sie ihm nimmt – »Suchen tu ich ihn nicht und Sehnsucht hab ich auch nicht nach ihm« (22. Januar 1911) –, bleibt die Unruhe bestehen. Aus Furcht, missverstanden zu werden, wäre der Schriftsteller Hofmannsthal froh, statt schreiben zu müssen, mit der Gräfin reden zu können, und sei die Zeit dafür noch so knapp bemessen. »Meine Stimme würden Sie nicht mißverstehen, das weiß ich«, behauptet er, kann sich im Anschluss daran aber die Frage nicht verkneifen: »Oder sind es meine Briefe, die Sie lieber mögen als mich? Soll ich bitter eifersüchtig werden auf meine eigenen Briefe wie der arme Lucidor?« (Januar 1911)[37] Die Antwort erhält Hofmannsthal postwendend: »[O]b ich die Briefe von einem gewissen Mann noch lieber habe als ihn selbst […] das ist ganz schwer zu erklären«, meint die Gräfin. »Nein«, sagt sie mit großer Bestimmtheit, »ich hab ihn schon sehr gern und ich spreche schon lieber mit ihm […] aber etwas was ich eben gar nicht liebe, ist irgendwo ohne ihn sein, wenn kein Brf mich dort erreichte«. Doch ist, was folgt, ein zweites, ein drittes und ein viertes ›Aber‹: »Aber«, so fährt die Gräfin fort, »wenn ich nun grausam ehrlich bin, dann muss ich […] wohl sagen, ihn habe ich namenlos gern, aber ich liebe ihn nicht & seine Briefe habe ich nicht nur gern, sondern

[37] »Lucidor. Figuren zu einer ungeschriebenen Komödie« (1909; Erstdruck 1910).

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

die liebe ich direkt«. Und als hätte sich die Argumentationsspirale nicht schon mehrfach gedreht, taucht ein letzter Einwand auf, der die Gräfin am Ende ihrer Überlegungen zögern lässt. »Aber dabei wird mir grade klar«, schreibt sie weiter, »wenn ich seine Briefe liebe, muss ich dann nicht seine Seele, sein Inneres Ich auch lieben, den seine Brfe sind doch seine Seele?! Ich weiss es nicht ich muss mir erst darüber klar werden« (18. Januar 1911). Höchst unzufrieden mit dieser Auskunft, legt Hofmannsthal indessen auf ähnlich zwiespältige Weise ein weiteres Mal nach, insofern er einerseits Reue signalisiert, diese »dumme unnötige zudringliche Frage« überhaupt ins Spiel gebracht zu haben, und andererseits – gleichzeitig – der Gräfin ihrer Antwort halber erstaunlich unsouverän einen Rüffel erteilt; »ganz leicht hingeschrieben«, habe seine Frage, so Hofmannsthal, »vielleicht [!] […] auf keine Antwort« gewartet, und es hätten »darum« [!] auch in keinem der gräflichen Briefe »diese zwei kleinen Worte ›nicht – lieben‹ […] so beieinander […] stehen« müssen (20. Januar 1911).

Versucht man auf den Nenner zu bringen, was sich in diesen (und anderen) Passagen der brieflichen Selbstverständigung artikuliert, wäre wohl von einer Liebeslogik zu sprechen, die aufgrund der ihr eingelagerten basalen Hemmnisse schlechterdings nicht konfliktfrei zu handhaben, geschweige denn in einen der traditionell erprobten Beziehungsdiskurse zu fassen ist. Infolgedessen lässt sich der Knoten aus Hingabe und Zurückhaltung, aus Empathiebekundungen und tabubehafteten Restriktionen nicht entflechten, er lässt sich lediglich beherzt beiseiteschieben, wie dies die Gräfin schließlich wagt, indem sie der Sache nach auf den frühen Vorschlag Hofmannsthals zurückkommt, die Liebe – oder das Lieb-Haben – zu leben, aber nicht davon zu sprechen.[38] Den Dank für Hofmannsthals zuletzt zitierten »lieben langen Brf.« verbindet die Gräfin mit der Aufforderung, das fruchtlose Hin- und Herreden »über Gefühle oder Nichtgefühle« um des brieflichen Austausches willen einzustellen: »So wollen wir uns doch bitte bitte bleiben was wir uns sind«, schreibt sie. »Was Sie mir bedeuten, hab ich zu oft wohl schon gesagt ums aufs Neue zu tun« (22. Januar 1911). Und dass dies gelingt, dass dieser Appell trotz aller noch folgenden ›Lieb-Habens‹-Beteuerungen Hofmannsthals seine

[38] Vgl. Brief vom 18. Februar 1911: »[E]s ist jemand da, der Sie lieb hat, aber es wird nicht davon gesprochen«.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Wirkung nicht verfehlt, gehört zweifellos zu den kleinen Wundern der Postgeschichte, ist damit doch der Weg frei zu einer Korrespondenz, die in Abweichung von den klassischen Modellen keine Liebeskorrespondenz – und nicht einmal eine Liebeskorrespondenz mit Trauerrand –, sondern im Doppelsinne des Begriffs eine Briefliebe ist – eine Liebe, die sich nicht allein im Medium des Briefes entfaltet, sondern im Sinne der gräflichen Versicherung den Brief ›direkt‹, und das meint: den Brief in seiner physisch-materialen Konkretion als ihr vorrangig begehrtes Objekt begreift.

Nach den einschlägigen Belegen für diese ›gedoppelte‹ Liebe muss man jedenfalls nicht lange suchen; sie begleiten das postalische Geschehen in schöner, ihre Zeugenschaft verstärkender Regelmäßigkeit, und zwar bis dorthin, wo die gräfliche Liebeserklärung vorbehaltlos und im Sinne einer Anzeige gezielter Objektverschiebung gewiss nicht zufällig mit der von Hofmannsthal bevorzugten Formel einem seiner Briefe gilt. »Wie unendlich viel bedeutet einem manchmal ein Brf«, schreibt die Gräfin Ende August 1911.

> Wie ein Leuchten geht es davon aus, ganze Strahlen fallen über einen langen Tag & weitere Tage. Wenn man auch ganz befriedigt, fast glücklich, zuvor schon war, so fällt auf ein mal das ›fast‹ weg & man ist es wirklich – wirklich im ganzen Innenleben glücklich. – Solch ein Festtag hat mir heut Ihr so so guter Brf. gegeben. Ich hab diesen Brf. so sehr lieb (25. August 1911).

Als Ausgangspunkt einer Detailanalyse bieten sich jedoch vor allem die Eröffnungszeilen eines Schreibens an, das die Gräfin Anfang Mai 1911 nach Paris adressiert, wo sich Hofmannsthal eine Art kultureller Stippvisite gönnt. »Warum muss ich eigentlich im̄er wieder an Sie schreiben«, fragt die Gräfin zu Beginn ihres Briefes weniger Hofmannsthal als sich selbst, um die Antwort auf diese Frage eilends hinterherzuschicken; »ich weiss halt, dass Sie sich freun wenn ein Brf von mir kom̄t, mir gehts ja ebenso mit Ihnen, so tu ichs halt im̄er wieder«, erklärt sie, wobei sie das Ende dieses Abschnitts nicht bloß mit einem Punkt, sondern zugleich mit einem jener langgezogenen Querstriche markiert, die zu verstehen geben, dass ihre Urheberin zu weiteren Erörterungen des Themas keinen Anlass sieht (6. Mai 1911; s. Abb. 11).[39]

[39] Der Brief ist in der Ausgabe des S. Fischer Verlags nicht enthalten.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

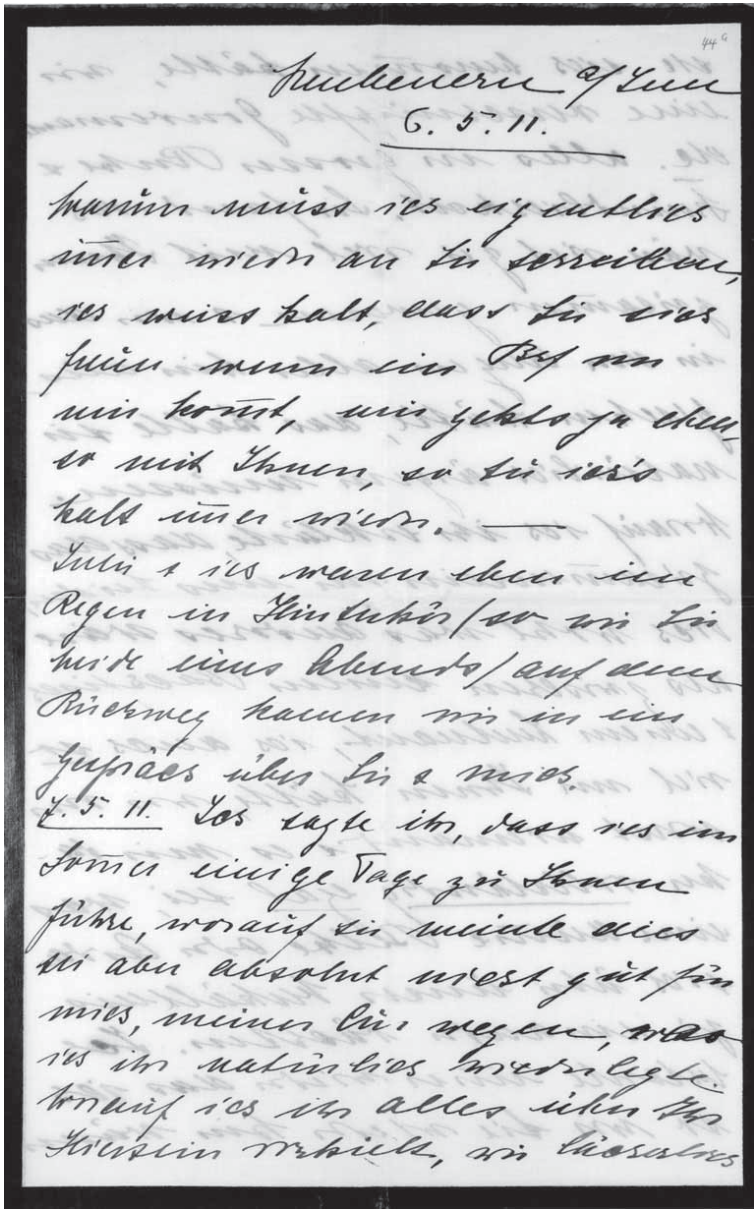


Abb. 11: Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, 6. Mai 1911, 1. Seite

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Denn trotz ihres (Selbst-)Verständigungsbemühens ahnt die Gräfin nicht, welche (historisch-systematische) Referenz in ihren Sätzen steckt und durch diese eher beiläufig notierten Zeilen in Erinnerung gerufen wird – keine geringere nämlich als das Kernstück der antiken Brieflehre, die den (Privat-)Brief in ähnlich schlichter Manier als Geschenk (δῶρον), als Gabe der Freundschaft, als ›liebreiche‹ Zuwendung (φιλοφρόνησις) definiert und mit dieser Kategorisierung nicht etwa auf einen Informationsgehalt, den möglichen epistolaren Mitteilungswert, zielt, sondern den Brief in seiner greifbaren, sinnlich manifesten Existenz vor Augen hat.[40] Als solcher ist er nicht nur Teil eines größeren Ensembles von Kommunikationsmedien, das sich aus einer Reihe beigepackter Gegenstände: aus diversen Aufzeichnungen, literarischen Schriften, Kunstwerken oder mündlich überbrachten Nachrichten zusammensetzt; der Brief ist darüber hinaus in eine weitgehend ritualisierte Pragmatik eingebunden, in der seine Ankunft, wie von der Gräfin beschworen, als Zäsur des Alltäglichen, als Fest empfunden wird, während das Objekt selbst in den Rang des Außergewöhnlichen, einer Kostbarkeit oder gar eines Kleinods rückt, durch den es sich nicht zuletzt als affektiv und somatisch gleichermaßen erfolgreiches Heilmittel (φάρμακον) empfiehlt. Seine Präsenz, die schiere Gegenwärtigkeit des Phänomenalen, lässt den Brief, je nach Bedarf und Gelegenheit, zum Glücksbringer, zum Tröster, zum Therapeuten, zum Labsal werden, das mit geradezu biblischer Beglaubigung »wie Wasser in der Mittagshitze« wirkt.[41] Ausschlaggebend ist dafür die bei Absender und Empfänger topisch verankerte Überzeugung, den Brief diesseits aller phantasmatischen Implikationen als den Ort nicht nur einer geistig-psychischen, sondern einer leibhaftigen Begegnung betrachten zu können – einer Begegnung, der die materiale, durch Bearbeitung des Beschreibungsstoffes vollzogene Transformation des Schreib- in den Schriftkörper zugrundeliegt.[42] Exemplarisch und präzise pointierend bezeugt dies noch heute ein Schreiben Senecas, der den

[40] Zu diesen und den folgenden Hinweisen zur antiken Epistolografie vgl. Klaus Thraede, Grundzüge griechisch-römischer Brieftopik. München 1970; ebenso Stenger, Reich an Worten (wie Anm. 9); sowie die unter dem Titel »Studien zur Materialästhetik brieflicher Kommunikation (Achim von Arnim, Theodor Fontane)« entstehende Frankfurter/Berliner Dissertation von Thorsten Gabler, Kap. 1.3.2.: Skia-Graphie.

[41] Stenger, Reich an Worten (wie Anm. 9), S. 35.

[42] Vgl. Waltraud Wiethölter, Von Schreib- und Schriftkörpern. Zur Materialität der Briefschreibeszene. In: Bohnenkamp/Wiethölter (Hg.), Der Brief – Ereignis & Objekt. Frankfurter Tagung (wie Anm. 6), S. 92–133.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Brief seines Freundes ganz selbstverständlich mit dessen physischer Präsenz verknüpft, indem er sich auf das beruft, was die klassische Semiotik (Peirce) unter einem indexikalischen, auf den Verursacher rückverweisendes Zeichen versteht: »Daß du mir häufig schreibst, dafür danke ich dir: denn auf diese Weise«, erläutert Seneca, »zeigst du dich mir. Niemals empfange ich einen Brief von dir, ohne daß wir nicht sofort zusammen sind. Wenn uns Bilder abwesender Freunde willkommen sind, […] wieviel willkommener ist ein Brief, der echte Spuren des abwesenden Freundes, echte Zeichen herbeibringt«.[43] Aus dem Paradox des griechischen ἀπών-παρών[44] – der widersprüchlichen Einheit von Ab- und Anwesenheit – wird so die nicht weniger paradoxe Figur einer Präsenz *in absentia,* die unter dem Begriff des Kontaktbildes mittlerweile sowohl in kriminalistischer als auch in archäologischer und/oder kunstwissenschaftlicher Hinsicht eine geläufige Vorstellung ist.[45] Geht es auf der einen Seite um Finger- und sonstige Abdrücke, die der wissenschaftlich-technischen Identifizierung ihrer Erzeuger dienen, geht es auf der anderen Seite, zum Beispiel bei der Begegnung mit Gesichtsmasken, mit Handabdrücken, mit Fußstapfen und vergleichbaren Körpereinträgen in ein sie aufnehmendes Substrat, um eine strukturell bedingte Form taktiler und dennoch distanter Berührung, der *»Berührung einer Abwesenheit«*,[46] bei der sich zwei prinzipiell unvereinbare Erfahrungen: die Erfahrung von Nähe und Ferne, von Dasein und Nicht-Dasein auf subtile Weise verschränken. Sieht man vom Spezialfall des gerichtsrelevanten Material- und Schriftvergleiches ab, ist der Brief – und erst recht der handschriftlich verfasste, der das Produkt einer komplexen Manufaktur darstellt – fraglos auf der zweiten Seite zu verorten; wie andere genealogisch geprägte Artefakte verkörpert er »eine Schnittstelle […], die das Beinahe-Nichts der Spur […] in das Beinahe-Alles« erfüllter Gegenwärtigkeit verwandelt und in dieser Eigenschaft einen Zauber, eine zwischen Präsentation und Reprä-

[43] Seneca, An Lucilius. Briefe über Ethik. In: Ders., Philosophische Schriften. Hg. von Manfred Rosenbach. 5 Bde., Darmstadt 1999, Bd. 3, S. 313, Brief 40,1.

[44] Vgl. Thraede, Grundzüge griechisch-römischer Brieftopik (wie Anm. 40), insbes. S. 83f., Anm. 126; Gabler, Materialästhetik brieflicher Kommunikation (wie Anm. 40), Kap. 1.3.2.: Skia-Graphie.

[45] Vgl. Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik. Hg. von Horst Bredekamp, Matthias Bruhn und Gabriele Werner. Bd. 8.1: Kontaktbilder. Hg. von Vera Dünkel. Berlin 2010.

[46] Georges Didi-Huberman, Ähnlichkeit und Berührung. Archäologie, Anachronismus und Modernität des Abdrucks. Köln 1997, S. 26.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sentation oszillierende Magie zu entfalten vermag,[47] der im Zeitalter der Maschinenschriften weniger als ehemals zu entkommen ist.

Wie gesagt: Die Gräfin ahnt nichts von den Denk- und Handlungsmustern, die ihre postalische (Selbst-)Auskunft impliziert, was aber im Blick auf die sachlich involvierte Systematik keineswegs ausschließt, dass sich diese Muster nicht bemerkbar machten, im Gegenteil; man stößt auf sie, wie schon angedeutet, wann immer die Gräfin ihren konkreten Umgang mit Hofmannsthals Briefen schildert oder auch den Status ihrer eigenen tangiert. Im Wesentlichen treten dabei zwei Aspekte zutage, die einander ergänzen, wenn nicht wechselseitig bedingen: zum einen die haptische Dimension, die sich bereits mit dem Eintreffen, dem Empfang, der im Wortsinne handgreiflichen Entgegennahme eines Briefes eröffnet, um von diesem Moment an den Rahmen sämtlicher zu absolvierenden Folgeakte: der Akte des Berührens, Anfassens, Betastens, Zurechtlegens, Aufbrechens, Entfaltens und (repetitiven) Lesens zu bilden, zum anderen die bis zur sprachlichen Ununterscheidbarkeit reichende Konvergenz von Brief und Briefschreiber. Erkennbar wird auf diese Weise, in welchem Maße die gräfliche Briefliebe aller errichteten Schranken zum Trotz eine körperliche Liebe und die Liebe zu Hofmannsthals Briefen eine zwar mediatisierte – und als solche einzig zugelassene – Liebe ist, sich aber gleichwohl auf eine Seelenliebe nicht reduzieren lässt. So gesteht die Gräfin ihrem Korrespondenzpartner unter dem Datum des 18. Januar 1911: »Wissen Sie dass ich mich eigentlich entsetzlich viel mit Ihnen beschäftige, ich lese Ihre Brfe im̄er wieder bis ein neuer kom̄t, dan̄ schreib ich an Sie & der Tag ist um & Sie [!] haben mich fast ausschließlich beschäftigt«. Am 3. Februar 1911 meldet die Gräfin, nicht ohne eine Reihe emphatischer Unterstreichungen zu platzieren: »Ihr Brf. gestern hat mich wieder so gefreut, ich glaube Sie wissen gar nicht, wie mich so ein Brf. von Ihnen freut, ganz glücklich bin ich dann im̄er wenn er sich etwas gewichtiger anfühlt, schon eh ich ihn öffne, dann lese ich ihn so oft bis ein neuer kom̄t«. Und am 12. März 1911 bekräftigt sie:

> Es ist doch etwas zu Entzückendes, so liebe Brfe zu bekom̄en & zu wissen, man gibt sich gegenseitig einen guten schönen Tag, wenn man schreibt. Grade gestern Morgen als ich […] fort fuhr kam Ihr Brief, ich bezwang mich,

[47] Ebd., S. 48. Zu den weiteren Details, insbes. der brieflichen Manufaktur, vgl. Wiethölter, Von Schreib- und Schriftkörpern (wie Anm. 42).

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ihn nicht zu öffnen, bis ich im Zug sass, dann fühlte ich mich so begleitet, so zu zwein.

Besonders aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang außerdem die Reaktion der Gräfin auf eine von Hofmannsthal ins Gedächtnis gerufene »Zehntelsecunde«, für die angeblich die gräfliche Hand länger als beim Abschiednehmen üblich in der seinen gelegen hat (20. Januar 1911): Eine knappe Woche später wird die Gräfin ihren Brief mit dem Satz »Es gibt Ihnen die Hand wie damals Ihre Ottonie DegenfeldS« beenden (25. Januar 1911) – das heißt mit einem Satz, der nicht nur virtuell die von Hofmannsthal in einem »Strom von Glück« empfangene Geste erneuert (20. Januar 1911), sondern, einen der ältesten epistolaren Topoi zitierend,[48] den Brief als eine Form des Händedrucks kennzeichnet, die an dieser Stelle nicht im Verdacht steht, bloß eine Metapher zu sein. Und so zögert Hofmannsthal denn auch nicht, entsprechend zu replizieren – zum Beispiel zu bekennen, dass er sich nicht *über* einen der gräflichen Briefe, sondern bemerkenswerterweise *mit* diesem freut: »[H]eute ist ihr Brief hierhergekommen«, berichtet er, »und ich freue mich sehr sehr sehr damit. Man hat gut sagen: es ist ganz gleich, ob sie schreibt oder nicht schreibt, wie heute nach dem Frühstück der Diener die Post servierte und der Brief darunter war, hab ich mich doch unendlich gefreut« (30. Oktober 1910). Beschleicht Hofmannsthal das Gefühl, die Gräfin habe einen bereits geschriebenen Brief, statt ihn zur Post zu bringen, aus irgendwelchen Gründen vernichtet, ist dem ungeduldig Wartenden, als ob ihm seine Korrespondenzpartnerin widerrechtlich etwas vorenthielte, ihm wegnähme, »was schon [ihm] gehörte«. Ein gräflicher Brief ist für Hofmannsthal »etwas Lebendiges« (9. Februar 1911), weshalb er sich bei dessen Ausbleiben »fast wie um ein hilfloses lebendes Wesen« sorgt (20. Januar 1911, 12^{h} mittags) und entsprechend erleichtert ist, wenn dieses Schriftstück, den Zugriff des Adressaten erwartend, endlich sicht- und fassbar ›daliegt‹ – wie ein Refrain durchzieht diese Präsenzvokabel Hofmannsthals Empfangsbestätigungen. »Ottonie«, kann er dann schreiben, nun seinerseits ebenso von allerhand Emphasesignalen – Wortwiederholungen, Unterstreichungen, Ausrufezeichen – Gebrauch machend, »mit

[48] Vgl. Thraede, Grundzüge griechisch-römischer Brieftopik (wie Anm. 40), S. 152–154; Stenger, Reich an Worten (wie Anm. 9), S. 33; Wiethölter, Von Schreib- und Schriftkörpern (wie Anm. 42).

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

was für einer Sehnsucht hab ich auf diesen Brief gewartet und wie froh war ich, als er dalag, wie froh!« (17. Januar 1911)

Was sich postalisch zwischen Hofmannsthal und der Gräfin Degenfeld ereignet, ist also mindestens zweierlei: erstens ein Briefwechsel, der auf beiden Seiten als prinzipiell endloser, mit jedem Zug und Gegenzug aufs Neue bestätigter Gabentausch praktiziert wird, und zweitens ein Briefwechsel, der durch eben diesen Wechsel, den Prozess des Gebens und Nehmens, realisiert, was die Gräfin als ein Zusammenleben »in Briefen« begreift (8. Januar 1911), was in sachlicher Hinsicht aber besser, nämlich den sinnlichen Implikationen angemessener, mit Roland Barthes' analytischem Blick auf die wesentliche Eigenschaft des (Liebes-)Geschenkes beschrieben wird – dass dieses Geschenk in seiner materialen Konkretion ein Medium des Begehrens und der Berührung ist, das über die simple Kontaktnahme hinaus ein Drittes, eine die Akteure fühlbar umhüllende Sphäre bildet: »[D]u wirst berühren, was ich berührt habe«, heißt es bei Barthes, »eine dritte Haut eint uns«.[49] Denn wenn es auch, anders als zu den Gründerzeiten des Schriftverkehrs, zu Beginn des 20. Jahrhunderts keine Pergamente mehr, sondern selbst im Falle hochwertiger Beschreibungsstoffe Papiere aus industrieller Massenfertigung sind, die Hofmannsthal und die Gräfin einander zukommen lassen,[50] so sind es doch diese Papiere, die mit all ihren Auf- und Einträgen, ihren Bearbeitungs- und Transportspuren um die Korrespondierenden einen Kreis der Zweisamkeit ziehen, in dem das Verlangen nach einem Zeichen des/r Anderen im buchstäblichen Sinne ein Fremdwort und dennoch keine unbekannte Größe ist. Drängt dieses Verlangen die Schreibenden zur Artikulation, sind das für gewöhnlich die Momente, in denen die deutsche Sprache anderen Idiomen zu weichen hat; man darf es »hie und da einmal sagen«, schreibt Hofmannsthal, »que l'on l'aime profondément, und che le si vuol bene, und that one is very fond of her. Aber es muß bescheiden gesagt sein und leicht«, fügt Hofmannsthal hinzu, weil ein solches Sagen die Gräfin zwar »berühren aber nicht beschweren« dürfe (15. Januar 1911) – wobei freilich dahingestellt bleiben muss, ob eine

49 Roland Barthes, Fragmente einer Sprache der Liebe. Frankfurt a.M. 1988, S. 261. (Ich danke Thorsten Gabler dafür, dass er mir im Zuge unserer zahlreichen ›Briefgespräche‹ diese barthessche Formulierung wieder in Erinnerung gerufen hat.)

50 Vgl. Davide Giuriato, Briefpapier. In: Bohnenkamp/Wiethölter (Hg.), Der Brief – Ereignis & Objekt. Ausstellungskatalog (wie Anm. 6), S. 1–18; Lothar Müller, Weisse Magie. Die Epoche des Papiers. München 2012.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Schlussformel wie die der Gräfin vom 25. November 1911, die da lautet: »Gute Nacht, in me is such a feeling for you. Ottonie« noch unter die Kategorie einer derart behutsam dosierten Kommunikation fällt.[51] Entscheidend ist, dass diese ›dritte‹, der mittelbaren Berührung geschuldete ›Haut‹ über eine gewisse Plastizität und die Möglichkeit verfügt, neben ihrem Radius das *corpus* der sie konstituierenden materialen Elemente zu erweitern. Zu den Briefen gesellen sich nicht nur in rascher Folge die zahlreichen, nicht selten eigens für die Gräfin aufwendig gebundenen und mit einem entsprechenden *ex libris* versehenen Bücher, die Hofmannsthal namens seiner Leseempfehlungen, vor allem jedoch als dingliche Bürgen seiner anhaltenden Fürsorge nach Neubeuern oder, um eines erhöhten Effektes willen, noch lieber nach Hinterhör schickt, wo die Beschenkte sie, bereits von deren Anblick bezaubert, ungeniert mit ins Bett nimmt;[52] alsbald wird auch das briefliche Wechselspiel durch einen Büchertausch ergänzt, der es Hofmannsthal und der Gräfin erlaubt, zeitversetzt in ein und demselben Buch zu lesen und damit einer Praxis zu frönen, die immer dann als besonders beglückend empfunden wird, wenn der/die Lesende auf sogenannte Striche, und das bedeutet: auf Lektürespuren trifft, die sich der Hand des Eigentümers – seltener der Eigentümerin – verdanken, oder wenn sich das geliehene Exemplar im Gedanken an die Rückgabe und eine künftige (Wiederholungs-)Lektüre durch den Leihgeber/die Leihgeberin mit derartigen Annotationen versehen lässt. Zur Verständigung zwischen Hofmannsthal und der Gräfin bedarf es noch nicht einmal eines ausgestalteten Buchstabens, der – ein weiteres Mal mit Barthes formuliert – die »Einführung des Körpers« in den Schriftkörper »repräsentiert«;[53] offenbar ist schon der strichförmige Abrieb einer Bleistiftspitze geeignet, zum Unterpfand zweier Berührungen: die der schreibenden Hand und die des lesenden Auges, zu werden, um auf diese Weise: im Medium des Materialen, die Tauschpartner physisch in Kontakt zu bringen. Nahezu selbsterklärend erscheint in diesem Zusammenhang, was Hofmannsthal über seine Beschäftigung mit Goethe-Texten berichtet. »Neulich habe ich in Ihrem Goethe gelesen, im

51 Beide Ausgaben der Hofmannsthal/Degenfeld-Korrespondenz, die deutsche wie die amerikanische, schreiben an dieser Stelle »yearning« statt des korrekten »feeling«.

52 Nach Empfang der Hofmannsthalschen Prosaschriften kündigt die Gräfin wörtlich an, sie gehe »jetzt gleich mit dem II. Band schlafen« (4. August 1911).

53 Roland Barthes, Variations sur l'écriture/Variationen über die Schrift. Mainz 2006, S. 155.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

fünfzehnten Band«, teilt er der Gräfin mit, »es war mir ein bißchen, als läsen wir zusammen, und da Sie Striche nicht ungern haben, so habe ich nach Herzenslust Striche gemacht« (22. November 1910).[54] Und Gleiches gilt für das gräfliche Echo, das genau genommen kein Echo mehr, sondern die perfekt gesteigerte Spiegelung ist: »[G]rade der fünfzehnte Band übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich aus«, sekundiert die Gräfin, »ich fing drin an zu lesen, vielmehr zu blättern, […] dann fand ich Ihre lieben Striche & es wurde mir gleich so heimlich, es ging mir wie Ihnen, wir lasen zusam̄en« (24. November 1910). An die Stelle besagter Striche können aber durchaus auch andere Indikatoren treten, die denselben Dienst verrichten – zum Beispiel die Zettel, die Hofmannsthal gelegentlich zwischen den Seiten solcher Tauschbände zu hinterlassen liebt. Denn die Gräfin weiß sofort, wie sie diese Geste zu bewerten hat. »Sie haben mich so nett begrüsst hier […] mit all den Zetteln die in meinem lieben Goethe sind«, schreibt sie, nachdem sie am Ende einer Reise wieder in Neubeuern angekommen ist, um am Schluss des nachfolgenden Satzes mit größter Präzision das ausschlaggebende, von der Semantik des Aufspürens (eine Spur aufnehmen) wie der Semantik des sinnlich-taktilen Empfindens gleichermaßen imprägnierte Stichwort zu liefern: »Ich begrüsste die guten Bücher, diese Freunde in meinem Zim̄er mit so viel Liebe & war so angenehm berührt, Sie [!] von Neuem

[54] Wie so oft bei Hofmannsthal darf man davon ausgehen, dass in diesen Sätzen literarische Reminiszenzen im Spiele sind – und zwar das Kapitel I/4 von Goethes »Wahlverwandtschaften«, in dem bei gemeinsamer Lektüre der Protagonisten die chemisch-alchemistische Gleichnisrede entwickelt wird. Was Eduard seiner Frau Charlotte ansonsten nicht zugesteht: dass sie ihm beim Vorlesen ins Buch sieht, um seiner Lektüre mit den Augen zu folgen, erlaubt er bei dieser Gelegenheit Ottilie – mit den bekannten katastrophalen Folgen, die sich im Prinzip auch aus dem Briefwechsel zwischen Hofmannsthal und der Gräfin ergeben könnten. Es wäre also durchaus gerechtfertigt, diese Einspielung als Menetekel zu verstehen, das die Gefährlichkeit des brieflichen Unternehmens signalisiert (zu den einschlägigen intertextuellen Referenzen der »Wahlverwandtschaften« vgl. den Kommentar in Band 8 der Frankfurter Goethe-Ausgabe. Hg. von Waltraud Wiethölter in Zusammenarbeit mit Christoph Brecht. Frankfurt a.M. 1994). Überlagert oder konterkariert wird diese Reminiszenz allerdings durch eine mütterlich konnotierte Allusion, die dem siebten Kapitel von Stifters »Nachsommer« entstammt. Angespielt wird auf die Szene, in der Mathilde ihrem Sohn Gustav ihre mit eigenhändigen Unterstreichungen und handschriftlichen Randbemerkungen versehene Goethe-Ausgabe in der Gewissheit überreicht, der Beschenkte werde im Zuge der Lektüre nicht nur »das Herz des Dichters und das Herz [s]einer Mutter« lesen, es werden sich vielmehr die Bücher selbst als ein »Band« erweisen, das Mutter und Sohn verknüpft, wo immer sich diese »auch befinden« mögen (Adalbert Stifter, Der Nachsommer. Vollständige Ausgabe nach dem Text der Erstausgabe von 1857. München 1971, S. 217; die Erinnerung auch an diesen intertextuellen Zusammenhang verdanke ich dem guten Gedächtnis von Thorsten Gabler).

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ganz frisch dazwischen zu spüren [!]« (13. Februar 1911).[55] Hofmannsthal, selten so kurz angebunden, beschränkt sich darauf, im Telegrammstil beizupflichten: »Bin froh«, antwortet er,

> daß Sie die Zettel in dem Goethe gefunden und gespürt haben: es ist jemand da, der Sie lieb hat […]. Als ich sie hineinlegte, war das Zimmer so öd, ich so traurig. Nun ist alles gut, schön. Damals war es Trennung, jetzt ist keine. Gute Nacht. Ihr H. (18. Februar 1911)

Angesichts solch freudigen Einvernehmens sollte man allerdings nicht unterschlagen, dass es sich bei diesen Dialogen über Büchergeschenke, Leihbände, Zettel und Striche vorrangig um ›versetzte‹ Dialoge handelt – um Bekundungen, die sich, statt erwartungsgemäß den Schauplatz der Korrespondenz in den Blick zu nehmen, dezidiert auf deren Nebenschauplätze konzentrieren. Im Falle der Lektürestriche sticht das natürlich besonders ins Auge, da diese Striche prinzipiell nichts anderes als Schriftzüge, oder erneut mit Barthes zu reden: Züge der manuellen »Schreibung« (*scription*) sind,[56] die wie alle Skripturen ihrer Art einer »mit den triebgebundenen Tiefenschichten des Körpers« liierten »Praxis des Genusses«,[57] einer »graphischen Liebkosung«[58] oder gar der »Wollust« eines allem voran kinaisthetisch fundierten Schreibakts entstammen,[59] aufgrund ihres Minimalismus aber weder unter materialen noch unter artikulatorischen Aspekten mit einer der individuell ausdifferenzierten brieflichen (Hand-)Schriften konkurrieren können – und zwar gleichgültig, ob es bei diesen Schriften um Tintenspuren oder um die so ungewöhnlichen, weil denkbar intimen Bett- und Bleistiftnotate der Gräfin geht. Indessen liegt genau hier der maßgebliche Punkt: Die handgeschriebene Schrift, die Barthes zufolge eine »Beziehung zum Körper«,[60] ja »der Körper selbst ist«,[61] insofern sie seine Affekte, seine Impulse, seine Begierden, seine Erregungen, seine Rhythmen aufnimmt und einem Seismografen vergleichbar zur Ansicht bringt –: diese Schrift in ihrer Körperlichkeit zu thematisieren, wie das Hofmannsthal im Falle

55 Vgl. Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch. Bd. 10. Leipzig 1919 (reprogr. Nachdruck München 1999), Lemma »spüren«.
56 Barthes, Variations (wie Anm. 53), S. 113.
57 Ebd., S. 11.
58 Ebd., S. 137.
59 Ebd., S. 135.
60 Ebd., S. 141.
61 Ebd., S. 115.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

einer Zuschrift seines Freundes Bodenhausen macht, indem er explizit von der sinnenhaften »Berührung« durch dessen Hand spricht,[62] dieser Schritt überforderte nicht nur die Korrespondierenden, die es im Verlauf der Erörterungen kaum vermeiden könnten, ihr (Erfahrungs-)Wissen um die libidinösen Valenzen des Schreibens aus der Latenz zu holen; schlicht nicht vorstellbar ist ein derartiger, sich selbstreferentiell reproduzierender Meta-Schriftverkehr, solange er sich entweder auf tiefschwarz eingefassten Zeichenträgern oder im Rahmen von Briefen zu vollziehen hätte, die bereits im Vorfeld ihrer Niederschrift als Gegengaben einer demonstrativ triangulär angelegten Trauerpost definiert sind. Allein der Versuch, mit der gräflichen Handschrift oder derjenigen Hofmannsthals einen ähnlichen Kult wie mit den Lektürestrichen zu pflegen, wäre wohl imstande, den Briefwechsel an die Grenze seiner Möglichkeit zu treiben. Und da dies keiner der Beteiligten für wünschenswert hält, vermögen es nicht einmal Bleistiftbriefe – und seien sie aus der Sicht Hofmannsthals noch so begehrte Objekte – den Korrespondierenden einen substantiellen Kommentar zu entlocken. Als Körperspur und Kontaktmedium *par excellence* ist es der Handschrift erst dann erlaubt, in den Fokus der Aufmerksamkeit zu rücken, wenn diese Schrift, auf das Residuum eines nichts-sagenden Striches reduziert, schon fast keine Schrift mehr ist. Doch solcherart expatriiert: vom Zentrum der Korrespondenz an deren Peripherie verlagert und dazu noch am Rande des Verschwindens operierend, ordnet sich selbst die Handschrift reibungslos in die Reihe der Phänomene ein, über die es den Briefpartnern durch Berühren des Berührten gelingt, einander trotz räumlicher Distanzen, oder besser gesagt: im Rahmen dieser Distanzen nahezukommen. Nicht ohne an das exzentrische Prinzip Post zu erinnern, daran, dass Berühren einem »Anschreiben«, der Adressierung eines »Draußen«, eines »Auseinandergerückten« gleicht,[63] hat Jean-Luc Nancy diesen Vorgang unlängst in Form einer selbstbezüglichen Leserapostrophe beschrieben:

62 Die Eingangszeilen von Hofmannsthals Dankesbrief an Bodenhausen lassen sich ohne Weiteres neben das zitierte Schreiben Senecas legen: »Dieser Brief von Dir, mein lieber Eberhard […] diese Zeilen von Deiner Hand, Deine Worte, Dein Gefühl, aus einer Stadt zur andern hin […] dieser Gruß, diese Berührung Deiner Hand – Dein Gesicht, das auf einmal sich im Umkreis meiner Lampe auftut, mich anblickt […] wie schön, daß wir einander haben« (BW Bodenhausen, S. 149, Brief vom 21. Januar 1913).

63 Jean-Luc Nancy, Corpus. 2. Aufl. Zürich/Berlin 2007, S. 20.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

> Ob wir es wollen oder nicht, auf dieser Seite berühren sich Körper, oder sie ist selbst Anrühren (meiner Hand, die schreibt, Ihrer, die dieses Buch in Händen hält). Dieses Berühren ist unendlich umgeleitet, aufgeschoben – Maschinen, Transporte […], Augen und wieder andere Hände haben sich dazwischen gestellt –, doch sie bleibt der winzige, beharrliche, hauchdünne Kern […] eines allenthalben unterbrochenen und doch allenthalben fortgeführten Kontakts. Am Ende rührt Ihr Auge an die gleichen Schriftzüge, die das meine nun berührt, und Sie lesen, was ich geschrieben habe

– mit dem Unterschied allerdings, so Nancy, dass diese Ereigniskette nicht in die eherne Formel des rationalistischen Subjektivismus »ich schreibe Ihnen« aufzulösen, sondern an die schreibenden oder lesenden Körper geknüpft ist: »[W]ir schreiben, wir lesen nur«, fügt Nancy hinzu, »um den Körpern die Stätten ihrer Kontakte zu überlassen«.[64]

Mit dieser Apostrophe stellt Nancy nicht allein die einst von Roman Jakobson ausgewiesene »Spürbarkeit der Zeichen«[65] vom Kopf auf die Füße, indem er das Phänomen, statt es einer poetischen (Sonder-)Funktion der Sprache zuzuordnen, in der Welt der ›areal‹ ko-existierenden, das heißt (Zwischen-)Räume schaffenden und in diesen Räumen aufeinandertreffenden, miteinander kommunizierenden Körper verankert;[66] Nancy veranschaulicht außerdem, was es heißt, im Anschluss an Barthes von der ›dritten Haut der Berührung‹ zu sprechen: Diese Haut

64 Ebd., S. 47f.

65 Roman Jakobson, Linguistik und Poetik [1961]. In: Ders.: Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971. Hg. von Elmar Holenstein und Tarcisius Schelbert. Frankfurt a.M. 1979, S. 83–121, hier S. 93.

66 Zum semantisch doppelt besetzten Begriff der Arealität vgl. Nancy, Corpus (wie Anm. 63), S. 40f. Nancy bevorzugt dieses »veraltete[ ]«, von Areal abgeleitete »Wort«, weil es sich im Sinne seiner Bemühungen um eine postmetaphysische, plurale Ontologie der Körper »zufällig […] auch dazu […] eignet, […] eine winzig kleine, leichte, schwebende Realität zu unterstellen«, das heißt eine Redeweise erlaubt, die auf tradierte, universalistische Vokabeln wie ›Grund‹, ›Substanz‹ oder ›Subjekt‹ verzichten kann und dennoch im Blick auf die »Archi-Tektonik der Körper« das »ens realissimum« zu bezeichnen vermag (ebd. S. 40). Vgl. Ian James, The Fragmentary Demand. An Introduction to the Philosophy of Jean-Luc Nancy. Stanford 2006, insbes. Kap. 5: Body; Christopher Watkin, Phenomenology or Deconstruction? The Question of Ontology in Maurice Merleau-Ponty, Paul Ricœur and Jean-Luc Nancy. Edinburgh 2009; Marie-Eve Morin, Jean-Luc Nancy. Cambridge UK/Malden USA 2012, ebenfalls Kap. 1: Ontology; Anne O'Byrne, Nancy's Materialist Ontology. In: Jean-Luc Nancy and Plural Thinking. Expositions of World, Ontology, Politics, and Sense. Hg. von Peter Gratton und Marie-Eve Morin. New York 2012, S. 79–93; außerdem die einschlägigen Beiträge in: ›Mit-Sein‹. Gemeinschaft – ontologische und politische Perspektivierungen. Hg. von Elke Bippus, Jörg Huber und Dorothee Richter. Wien/New York 2010; sowie die knappe, doch präzise einführende Darstellung durch Kathrin Busch, Jean-Luc Nancy – Exposition und Berührung. In: Leiblichkeit. Geschichte und Aktualität eines Konzepts. Hg. von Emmanuel Alloa u.a. Tübingen 2012, S. 305–319.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

›eint‹ – aber sie eint mit Blick auf ihre kulturell entwickelten Instrumentarien über Umwege, über »sehr lange technische Schaltungen«, über »Transposition[en] und Neukodierung[en]« hinweg, die den Kontakt zu einer Erfahrung vielfacher Mediatisierung, einem »verstreuten *Kontakt*« machen, ohne ihn deshalb gänzlich zu pulverisieren – wie denn auch jede Berührung ihrer Definition zufolge als eine Grenzerfahrung zu betrachten ist, die eben dort, am Ort des Anderen, wo sie Fühlung aufnimmt, an das prinzipiell Unberührbare, den Abstand, die unausweichliche Disjunktion rührt und dennoch im Wortsinne eine Berührung bleibt.[67] Die ›dritte Haut‹, die Hofmannsthal und der Gräfin durch ihren Briefwechsel und dessen Weiterungen zuwächst, ist daher als eine Beziehungssphäre zu kennzeichnen, die weder von einer »Mythologie der Unmittelbarkeit« noch von »fetischistischen Energien« oder »Surrogattechnik[en]« und erst recht nicht von »halluzinogenen Präsenztäuschung[en]« beherrscht wird;[68] alle diese kritischen, angeblich einer rationalen Sachklärung dienenden Begriffe gleiten an besagter Sphäre ab, die so real ist, wie die brieflichen und sonstigen Zeugen des Gabentausches berührbar und auf diese Berührung hin angelegt sind, insofern sie in Gestalt materialer Prägungen ihre Herkunft aus der Hand ihrer Urheber, Geber oder Nutzer vergegenwärtigen. Denn selbst eine Präsenz *in absentia* ist eine Präsenz, die sich kontaktieren lässt. Man braucht sich also nicht zu wundern, wenn der Begriff der Gegenwart, flankiert von den zweifelsfrei sinnlich kontaminierten Begriffen des Spürens und Fühlens, den Diskurs bestimmt, sobald die Korrespondierenden ihre einschlägigen Erfahrungen zu schildern beginnen. Da ist vom »Gefühl [der] Gegenwart«, vom »unsäglich wohltuend[en] […] Gefühl dieses Bezuges«, dem »Gefühl des Begleitet-seins« die Rede, das im Wechselspiel der Briefpartner alle Grade zwischen geistiger und (fast)körperlicher Gegenwart umfasst.

[67] Vgl. dazu bereits Nancys frühen, im französischen Original 1986 publizierten Text »La communauté désœvrée«: »Sich […] berühren heißt nicht, die communio zu vollziehen […] sich berühren heißt, die Grenze berühren, in [!] der das Sein selbst, das Gemeinsam-Sein, uns einander entzieht und uns […] dem anderen aussetzt« (Jean-Luc Nancy, Die undarstellbare Gemeinschaft. Stuttgart 1988, S. 141). Ein Jahrzehnt später, im Rahmen seiner ontologischen Hauptschrift »Être singulier pluriel«, wird Nancy begrifflich noch präziser; man liest dort gleich zu Beginn: »[D]as Gesetz des Berührens ist Trennung, und mehr noch, es ist Heterogenität der Oberflächen, die sich berühren« (Ders., singulär plural sein. Berlin 2004, S. 25). Vgl. außerdem Jacques Derridas Großessay »Berühren, Jean-Luc Nancy«, Berlin 2007.

[68] Albrecht Koschorke, Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts. München 1999, S. 195, 207, 219 und 194.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

»[M]anchmal könnte ich ganz von ferne«, stellt Hofmannsthal fest, »die Möglichkeit einer völlig beglückenden Gegenwart bei leiblicher Getrenntheit ahnen« (18. März 1911). Die Struktur solcher mediatorischen, augenblicksweise auftauchenden Momente erläutert er anhand der explosiven Wahrnehmung einer »sehr schöne[n] [Text-]Stelle« bei Goethe, die ihm »wie ein wirkliches Ding« entgegengetreten ist: »[P]lötzlich«, berichtet er der Gräfin,

> waren auch Sie da, unter jenem schönen Ding standen Sie und Ihr ganzer aufmerksamer Blick, den ich so lieb hab […], war auf das Ding geheftet und dann auf mich, aber auf mich nur im Sinn der großen gemeinsamen Aufmerksamkeit, die wir beide dem Ding schenkten – wir waren verbunden, als wären wir zusammen einen langen schönen Weg gegangen (4. März 1911).

Schreibt Hofmannsthal an einem Brief für die Gräfin, ist ihm, als wäre sie »da« und hörte ihm zu (7. Januar 1911), während er sich in anderen Situationen regelrecht darin übt, Präsenzen dieser Art willentlich (wieder) zu erzeugen, um sie dann »eine Weile [zu] halten« (5. August 1910). »Hier«, teilt er vom Wiener Semmering aus mit, »sind Waldwege, ich sehe Sie herumgehen, Bänke, und ich sehe Sie sitzen« (14. Dezember 1910). Oder er meldet sich nach seiner Rückkehr aus Paris, indem er Rousseaus »Bekenntnisse« nach Neubeuern schickt: »Ich war […] nachmittags im Odeon, sah Andromaque, meinte Sie wären mit mir, säßen neben mir. Im Zwischenact gingen wir hinaus, traten unter die Galerien längs der Straße, wo Bücher ausgelegt sind, kauften dies Buch« (4. Juni 1911). Hofmannsthal versieht diese Sendung mit dem ausdrücklichen Hinweis, dass er Rousseaus Autobiografie um der Jugenddarstellung ihres Autors willen »liebe« und dass die Gräfin an deren Ende, »nach der Episode mit Madame de Warens […] aufhören« solle zu lesen. Zwar erteilt der Briefwechsel in diesem Zusammenhang keine weiteren Auskünfte, doch finden sich hinreichend illustre Beispiele, die zeigen, wie die Gräfin mit solchen ›Liebespfändern‹ umzugehen pflegt. Sie bemüht sich nicht nur, diese Bücher zu lesen und, wenn es sich um fremdsprachige Lektüre handelt, auch »brav wie ein Schulmädel dabei Vocabeln« nachzuschlagen (10. November 1910); mit der Freude, die ihre Tochter »an einer Puppe« hat (24. November 1910), umgibt sich die Gräfin mit den ihr zugesandten Bänden: »[W]ie liebe gute Freunde liegen sie um mich herum« (1. November 1910), lässt sie Hofmannsthal wissen, indem sie

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ihn zugleich der »gegenseitige[n] Gesellschaft« versichert: »Sie sind dann viel mit mir hier in meiner Stube […] dann habe ich oft lange Gespräche mit Ihnen mitten in einen schönen [Text]Teil hinein, Sie machen mich auf so viel aufmerksam, ich versuche es zu sehen« (15. April 1911). Die vielleicht stärkste Erfahrung dieser Art erwartet die Gräfin allerdings in Dresden, wo sie allein, ohne die sonst übliche Begleitperson, eine Aufführung des »Rosenkavalier« besucht. Sorgt sich Hofmannsthal noch beim morgendlichen Briefschreiben vom Berliner Adlon aus, ob es nicht allzu einsame und entsprechend »ungute« Tage werden könnten, die der Gräfin in Dresden bevorstehen (9. Februar 1911, »Donnerstag früh«), kann die Gräfin schon am selben Abend dieser Sorge entgegentreten: »[W]ie könnte es hier ungut sein«, schreibt sie,

> wo ich Sie fühle auf Schritt & Tritt, wo Sie beständig mit mir gehen, mit mir auf der Terrasse stehen, das Eis auf dem Wasser treiben sehen, drüber etwas Dunst & da drüber Sonne, wundervolle Sonne. Ich glaube wir haben selten so intensiv zusammen gelebt wie heute (9. Februar 1911).

Nicht zu Unrecht nennt Hofmannsthal diese Momente der distanten Berührung die »schönen Augenblicke[ ]« eines ebenso »schönen Zusammensein[s]« (4. März 1911). Denn je mehr sich der Kontakt zur Gräfin festigt, desto nachhaltiger entfaltet die ›dritte Haut‹ tatsächlich die ihr zugedachte Funktion: Brief für Brief und Gabe für Gabe wird sie, ähnlich wie die schwarz umrahmte Schreibfläche der gräflichen Trauerpost, zu dem Raum, in dessen Schutz es gelingt, »das Entsetzliche, Schwere, die Seele tödtende von [der Gräfin] wegzuhalten« und die junge Witwe allmählich »zum Leben […] herüberzuziehen« (20. Januar 1911). Unbestreitbar ist das zunächst das Verdienst Hofmannsthals, der mit vollem Risiko, unter Einsatz eines gewichtigen Teiles seiner Person, die Initiative ergriffen, dann aber auch dasjenige der Gräfin, die den Briefpartner nicht nur, wie sie sagt, »als Freund hingenommen« (1. November 1910), sondern diesen Akt zu ihren Bedingungen und in einer Form vollzogen hat, die zum Kompass der Korrespondenz geworden ist. Wenn Hofmannsthal zu Anfang des Jahres 1914 von der Gräfin gerne wüsste, »wie, in welcher Art« sie wohl seiner »freundlich« gedenke, um ihr je nach Auskunft mit heftigem Verliebtsein oder dessen völligem Ausbleiben zu drohen – »oder auch gar nicht, oder auch gar nicht« (10. Januar 1914; HD 298) –, liegt in dieser (scherzhaften) Anfrage und

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

(prospektiven) Abfuhr nichts weiter als das ferne Wetterleuchten längst ausgestandener Turbulenzen. Zur Herausforderung der Korrespondierenden wird dagegen noch im selben Jahr der Ausbruch des Ersten Weltkriegs, der neben dem europäischen Postwesen auch den Briefwechsel zwischen Hofmannsthal und der Gräfin Degenfeld schwer in Mitleidenschaft zieht. Die mit dem Kriegseintritt Österreich-Ungarns am 28. Juli 1914 übergangslos erfolgte Zäsur und deren langfristige Konsequenzen sind jedenfalls nicht zu verkennen. Falls überhaupt ein Schriftverkehr möglich ist, muss dieser aus Gründen der Zensur offen geführt werden und zeichnet sich dementsprechend nicht allein durch eine deutliche Verknappung der Mitteilungen aus; es entsteht zugleich eine Kommunikation, die sich im Gegensatz zu ihrem bisherigen Verlauf mit monatelangen Intervallen einzurichten hat. »Ein durch Briefe mit einander leben ist nun nicht mehr aufrechtzuerhalten«, hält Hofmannsthal schließlich lapidar auf einer an die Gräfin adressierten Karte fest (8. September 1916; HD 344) und beklagt noch ein Jahr nach Kriegsende als die schwerste der Heimsuchungen, die ihn im Zuge der kriegsbedingten Verwerfungen getroffen hat, dass die »Post […] so gut wie unbrauchbar geworden« ist (27. Januar 1920; HD 423), während die Gräfin ohne Umschweife von ihrer »gänzliche[n] Posteinsamkeit« spricht (27. April 1919). Da Hofmannsthal seit seinem Einzug in das ansonsten so geschichts- und repräsentationsträchtige Rodauner Haus über einen der ersten Telefonanschlüsse des Orts verfügt, [69] könnten die Briefpartner zwar hin und wieder zum Hörer greifen, für die Briefliebenden scheint dies freilich nicht einmal in Notzeiten eine akzeptable Medienalternative zu sein; Telegramme – und also maschinell ausgefertigte, doch immerhin schriftlich fixierte Nachrichten – sind kommunikationstechnisch in der Regel das Äußerste, was Hofmannsthal und die Gräfin ersatzweise einander zumuten wollen. Um den reduzierten brieflichen Austausch dennoch einigermaßen zu kompensieren, dringt vor allem Hofmannsthal darauf, die noch bestehenden persönlichen Kontaktmöglichkeiten, wann und wo immer sie realisierbar sind, auszuschöpfen. »[B]is wieder andere Zeiten kommen,

[69] Zu Hofmannsthals höchst ambivalenter Einstellung gegenüber dem Fernsprecher vgl. Heinz Hiebler, Hugo von Hofmannsthal und die Medienkultur der Moderne. Würzburg 2003, S. 369–390; dort auch schon der Hinweis auf die Kommentare zu einem ausnahmsweise geglückten Telefonat zwischen Weimar und Berlin anlässlich von Hofmannsthals Geburtstag (Briefe vom 2. und 3. Februar 1911); vgl. außerdem Weinzierl, Hofmannsthal (wie Anm. 11), S. 74.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

muß man trachten einander zu sehen und muß den Willen haben«, verlangt er, »das Andere Störende dagegen zurücktreten zu lassen« (8. September 1916; HD 344). Doch so situationsgerecht sich diese Forderung auch ausnimmt – auf längere Sicht führt ihre Umsetzung dazu, dass ein nicht unerhebliches Quantum der Korrespondenz dieser und der Folgejahre dem Zweck dient, entsprechende Verabredungen zu treffen. Und das wiederum bedeutet: Der Briefwechsel zwischen Hofmannsthal und der Gräfin verliert nicht nur seine ursprüngliche Intensität, er verändert zugleich seinen Charakter. Aus der einstigen Briefliebe entwickelt sich ein Freundschaftsbriefwechsel, der zwar bis zu seinem jähen Abbruch vom Bewusstsein einer spezifischen Zusammengehörigkeit der Schreibenden zehrt, als maßgebliche Interaktionsbühne aber in den Hintergrund tritt. Abzulesen ist diese Entwicklung nicht zuletzt am Schwund der Sätze, mit denen sich die Korrespondierenden emphatisch ihrer Verbundenheit versichern. Wenn Hofmannsthal der Gräfin kurz vor Kriegsende schreibt: »Ich fühle, daß wir über alle Worte verbunden sind, Ottonie, ganz tief verbunden, in einer besonderen Weise« (16. Mai 1918; HD 372), ist dies ebenso eine Ausnahme wie der mit Bleistift geschriebene Revers der Gräfin, die Hofmannsthal fast beschwörend erwidert: »[E]s ist mir ja so viel dass Sie da sind, ich werde ja im̄er wieder zu Ihnen kom̄en, Sie wissens ja, denn ich meine ja ohne Sie nicht leben zu kön̄en« (1. Juni 1918). Was sich im Gegenzug allerdings einspielt, sind regelmäßige und meist ausgedehnte Besuche, die Hofmannsthal, an den jeweils aktuellen Texten arbeitend, im »kleine[n] Haus« von Hinterhör (7. Juli 1923), die Gräfin als eine Art Familiengast im hofmannsthalschen Sommerquartier in Bad Aussee verbringt. Nichts deutet deshalb darauf hin, es könnten die äußerlich bedingten Umstürze das Vertrauen der Briefpartner ernsthaft erschüttert haben. Eher ist das Gegenteil zu unterstellen: Sofern man dem Zufall bisweilen so etwas wie Vernunft zugestehen will, erscheint es nämlich geradezu als folgerichtig, dass ausgerechnet die Gräfin zur Empfängerin von Hofmannsthals letzter Sendung wird.[70] Es handelt sich dabei um die Postkarte vom 15. Juli 1929, mit der Hofmannsthal die »[l]iebe gute Freundin« bittet, an seiner Stelle die

[70] Vgl. Brief-Chronik, Sp. 2868 – Hofmannsthals Postkarte wird hier allerdings als ›Brief‹ kategorisiert.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Kollegen Schröder und Borchardt über den zwei Tage zuvor erfolgten Suizid seines Sohnes Franz zu unterrichten (HD 513). Zu diesem Zeitpunkt, kurz vor dem Begräbnis des Sohnes, ahnt der Schreibende nicht im Mindesten, wie rasch der Tod ihn selbst übereilen wird – den Gang zum Friedhof antretend, erleidet Hofmannsthal am Nachmittag des 15. Juli einen Schlaganfall, den er nur wenige Stunden überlebt. Durch die Wucht dieser Ereignisse aber erhält die Korrespondenz zwischen Hofmannsthal und der Gräfin Degenfeld ein Profil ganz eigener Schärfe, für das keiner der Briefpartner die Verantwortung trägt: Der Tod, der die Korrespondenz ins Leben gerufen hat, besiegelt nicht nur auch deren Ende; er vollzieht diesen Schritt auf eine Weise, die der brutalen Dramaturgie des Anfangs wenig schuldig bleibt.

Nachtrag

In Anlehnung an die Institution des Postskriptums, das schon aus Gründen der nicht einklagbaren Unterzeichnungspflicht die freie, von Reglementierungen weitgehend unbehelligte Briefzone darstellt und in diesem Sinne des Öfteren auch von Hofmannsthal und der Gräfin genutzt wird, sei noch eine kleine Ergänzung für all diejenigen erlaubt, denen es trotz besseren (methodischen) Wissens schwerfällt, angesichts einer solchen Korrespondenz die sprichwörtliche Schlüssellochperspektive gänzlich ungenutzt zu lassen – zumal der Handhabung dieser Perspektive das Thema ›Berührung‹ nicht völlig fremd ist. Aus Chronistensicht gibt es da tatsächlich etwas zu berichten. Von Bad Aussee und einem Abstecher nach Salzburg zurückgekehrt, schreibt die Gräfin am 4. August 1911 an Hofmannsthal die folgenden, zunächst unauffälligen Zeilen:

> Gott war die Zeit schön & reich – wie gern werde ich daran zurück denken & wie oft. Fragen Sie sich etwa, ob es mich reut, ob mich eine Minute reut aus den ganzen Tagen? tun Sie es nicht – oder was besser ist, lassen Sie sich von mir ein richtiges lautes »Nein« sagen.

Nach dieser Eröffnung wird es jedoch einigermaßen rätselhaft; denn, so fährt die Gräfin fort: »Was ich gab ich gab es gern«, um genau an dieser Stelle einen für sie ungewöhnlichen Klammersatz einzufügen, mit dem sie ihr Erstaunen über sich selbst zum Ausdruck bringt, und den Ober-

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

satz nach der Klammer noch rätselhafter zu schließen: »das [sic!] es nicht anders alles ist, Sie wissens ja fast besser wie ich«. Was immer die Gräfin ›gegeben‹ hat – im Gegensatz zu Hofmannsthal tappt man als Leser/in angesichts dieser Zeilen im Dunkeln. Nachdenklich macht allerdings ein Brief vom 4. November desselben Jahres, in dem Hofmannsthal berichtet, es habe soeben ein »so lieber guter schöner Brief« der Gräfin erfahren müssen, was es heißt, »in viel kleine Stückerln zerrissen und weggethan [zu] werden«, und zwar nur deshalb, »weil er wieder diese drei ganz unglückseligen ganz unbegreiflichen drei Worte ›Ganz die Ihre‹ am Ende hatte«. Die Gräfin, meint Hofmannsthal, könne nun fragen, wen sie wolle, zum Beispiel Mary, die Kinderfrau, ob diese »jemanden einen Kuß geben würde – dem sie dann auf Briefe schreibt ›Ganz Die IHRE‹ oder umgekehrt: ob sie jemanden, dem sie …, dann auch je … einen Kuß geben würde«. »Nein, würde sie« – Mary – »sagen«, und alle anderen Befragten würden ihr, so ist Hofmannsthal überzeugt, selbstredend beistimmen. Aha, ein Kuss also, denkt sich der/die nachdenkende Leser/in; die gräfliche Gabe hat, wie auch immer, in einem Kuss (oder dessen Erwiderung) bestanden, und – Ja! antwortet der Briefwechsel unter dem Datum des 23. August 1911, nur eben nicht im Rahmen seiner deutschsprachigen, sondern seiner amerikanischen Ausgabe, und natürlich auf Englisch, so, wie es sich für die ›berührenden‹ und dennoch nicht ›beschwerenden‹ Liebeserklärungen der Korrespondenz zwischen Hofmannsthal und der Gräfin Degenfeld gehört. Auf Deutsch, das heißt getreu nach dem Zeichenrepertoire der Gräfin, aber geht die Antwort inklusive eines abermaligen Klammersatzes exakt in der Form, in der sie sich dank des Frankfurter Autografenkonvoluts nachstehend wiedergeben lässt (s. Abb. 12 und 13) – wobei zu beachten ist, dass selbst Küsse, ob auf die Hand oder einen delikateren Teil des Körpers platziert, so lange nichts anderes als Distanzerfahrungen, als ›abständige‹ Haut-an-Haut-Berührungen sind, wie die betroffenen Körper keiner invasiven, sie womöglich versehrenden Gewalt ausgesetzt werden:

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

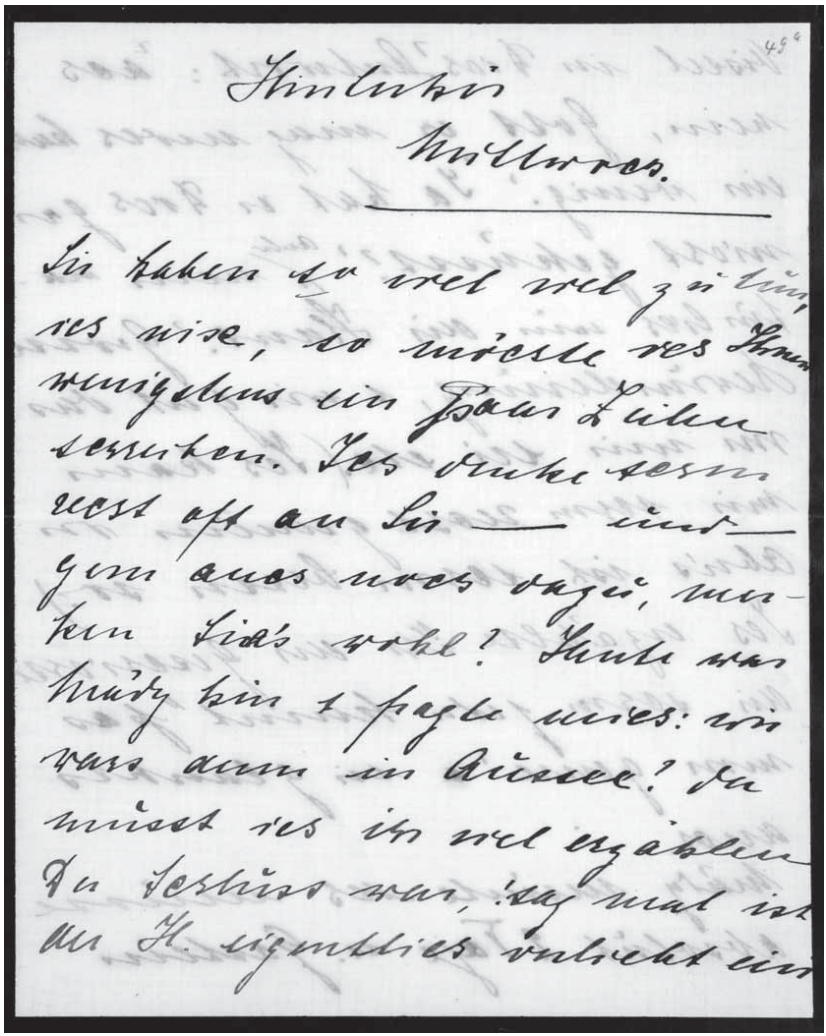


Abb. 12: Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, 23. August 1911, 1. Seite

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Hinterhör
Mittwoch.

Sie haben so viel viel zu tun,
ich nix, so möchte ich Ihnen
wenigstens ein paar[71] Zeilen
schreiben. Ich denke schon
recht oft an Sie – und –
gern auch noch dazu, mer-
ken Sie's wohl? Heute war
Mädy[72] hier & fragte mich: wie
wars denn in Aussee? Da
musst ich ihr viel erzählen.
Der Schluss war, ›sag mal ist
der H. eigentlich verliebt ein
bissel in Dich? Antwort: ›ach
nein, Gott er mag mich halt
ein wenig.‹ ›Ja hat er Dich gar
nicht geküsst?‹ Antw ›nein, na-
türlich nur die Hand.‹ Grosse
Bewunderung, & und wie gut das
von mir sei etc. (Ich kam
mir schon recht gemein vor
aber's ist schon besser so.)
Ich erzählte ihr die Geschichte
die schon jeder kennt »pas
mon genre« & sie glaubts
auch.
[…]

71 Bemerkenswert ist, dass sich die Gräfin, der solche Missgeschicke sonst kaum widerfahren, ausgerechnet im Rahmen dieses Briefes und dieses Wortes verschreibt: »paar« beginnt sie zunächst mit einem Großbuchstaben, den sie im Zuge einer Sofortkorrektur in die Minuskel ›p‹ zu verwandeln sucht.

72 Dorothea (Dora) Freifrau von Bodenhausen.

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

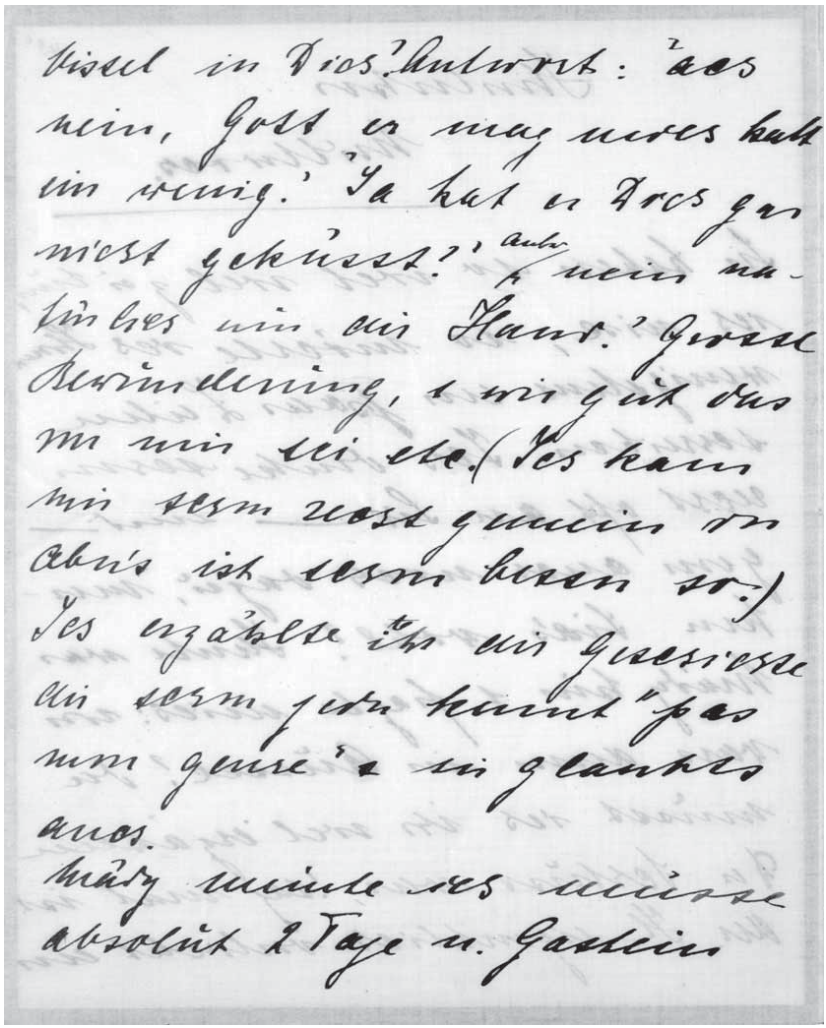


Abb. 13: Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, 23. August 1911, 2. Seite

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die zweite Bemerkung betrifft den späteren Umgang der Gräfin Degenfeld mit Hofmannsthals Briefen. Dem Ansinnen von Hofmannsthals Witwe, ihr diese Schriftstücke zwecks Sicherung des epistolaren Nachlasses zu übergeben, ist die Gräfin zwar nachgekommen, dem Bericht der Tochter zufolge aber so, dass sie – die Gräfin – sich Zeichen für Zeichen die Mühe des eigenhändigen Abtippens gemacht und im Verlaufe dieser Prozedur beschlossen hat, Hofmannsthals Briefe der Jahre 1910 bis 1912 von einer Versendung auszunehmen.[73] An die seit Juli 1939 im englischen Exil lebende Gertrud (Gerty) von Hofmannsthal sind nach dem Zweiten Weltkrieg also nicht die Originale, sondern lediglich die maschinell gefertigten Abschriften gegangen, und auch diese bei Weitem nicht vollzählig.

[73] Marie-Therese Miller-Degenfeld, Tochter der Muse von Hugo von Hofmannsthal (wie Anm. 16).

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

https://doi.org/10.5771/9783968216898-263 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY